

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

M. Wilhelmine Schlosser  
Zum Begriff der „neuen  
Gemeinschaft“ in Schönstatt

Engelbert Monnerjahn  
Gründer und Heiligtum (II)

Josef Fischer  
Heimkehr 1945

Joseph Schmitz  
Begegnungen mit Kardinal Bea

Joseph Kentenich (†)  
Schönstatt und die  
„neueste Zeit“

Blick in die Zeit

Buchbesprechungen

5. Jahrgang

Heft 2

April 1970

## Inhalt:

M. Wilhelmine Schlosser	
<b>Zum Begriff der „neuen Gemeinschaft“ in Schönstatt</b>	<b>49</b>
Engelbert Monnerjahn	
<b>Gründer und Heiligtum (II)</b>	<b>57</b>
Josef Fischer	
<b>Heimkehr 1945</b>	<b>68</b>
Joseph Schmitz	
<b>Begegnungen mit Kardinal Bea</b>	<b>82</b>
Joseph Kentenich (†)	
<b>Schönstatt und die „neueste Zeit“</b>	<b>87</b>
<b>Blick in die Zeit</b>	<b>91</b>
<b>Buchbesprechungen</b>	<b>94</b>

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Herausgeber: Humberto Anwandter (Chile), Joseph J. Haas (USA), Dr. Rudolf Weigand (Deutschland), August Ziegler (Schweiz)

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn

Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Hörner Straße 91.

Verlag: ORBIS Wort und Bild GmbH., 44 Münster, Postfach 1064, Telefon 402 17

Herstellung: Cramer, Greven

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 13,20 zzgl. Porto. Preis des Einzelheftes DM 4,—

# Zum Begriff der „neuen Gemeinschaft“ in Schönstatt

Von M. Wilhelmine Schlosser

Gemeinschaft in der Auffassung der Schönstattbewegung schließt sowohl personale Lebensbeziehungen als auch rationale Zweckbeziehungen ein, die in unterschiedlicher Form und gradmäßig verschieden realisiert werden. In den Kerngemeinschaften handelt es sich um eine lebensmäßige, dauernde Verbundenheit von Menschen, die ein gemeinsames Ziel zu verwirklichen suchen, wobei die Verwirklichung eines neuen Gemeinschaftstyps selbst zur Zielgestalt gehört. Das Bild der „neuen Gemeinschaft“ ist wie das Bild des „neuen Menschen“ mitbestimmender Faktor.

Damit sind bereits die gemeinschaftskonstituierenden Elemente genannt: einerseits die gegenseitige Verbundenheit, andererseits die gemeinsame Bindung der Mitglieder an Werte. Diese gemeinsame Wertverwirklichung ist allerdings nicht möglich ohne Leitung und ein Minimum an äußerer Ordnung in einem Organisations- und Rechtsgefüge. Im folgenden sei auf die Grundlinien der „neuen Gemeinschaft“ kurz eingegangen.

Der Mensch ist nicht nur mit seiner Leiblichkeit hineingebunden in die Natur und andererseits in den Lauf der Geschichte, er ist auch wesenhaft hingeordnet auf die Gemeinschaft. Pater Kentenich versteht Menschsein in der Spannung zwischen Selbstsein und Mitsein. Er setzt sich daher ab von jeder einseitigen Sicht des Verhältnisses zwischen Person und Gemeinschaft, sowohl von jeder Art des Individualismus, der den einzelnen in seinem Eigenwert überbetont und die Gemeinschaft nur als Addition von Individuen und Mittel zum Zweck sieht, als auch von jeder Art des Kollektivismus, der die Gemeinschaft in ihrem Wert überbetont und den einzelnen nur als deren Teil betrachtet, der erst in seiner Eigenschaft als Teil des Ganzen seinen Wert erhält. Person und Gemeinschaft werden in Wechselbeziehung gesehen, getragen von der „elementaren Grundkraft der Liebe“.

## *1. Die Horizontale: Ineinander – Miteinander – Füreinander*

Die zugrunde liegende ontologisch-anthropologische Konzeption versteht den Menschen wesenhaft bezogen auf ein personales Du, strebend nach Hingabe und Teilnahme. Danach gehört es zum Wesen des Menschen, geöffnet zu sein für ein personales Gegenüber: *persona est ad alium*. Die Person ist aber nicht nur geöffnet für das personale Du, sondern auch für das Wir, worauf im folgenden der Hauptakzent liegt, ohne daß im einzelnen näher auf die vielfältige Problematik der Ich-Du-Wir-Beziehung eingegangen wird. Pater Kentenich versteht Person und Gemeinschaft in konditionalem Wechselverhältnis. Nach ihm kann sich Gemeinschaft nur bilden aus möglichst vollkommenen

Persönlichkeiten, und die Person kann sich nicht vollenden ohne die Gemeinschaft. Das Verhältnis zwischen Person und Gemeinschaft ist gegenseitiges Anteilgeben und Anteilnehmen vor allem an personalen Werten. Die Person schenkt aus innerer Wertfülle und wird bereichert durch die Wertfülle der Gemeinschaft, die zwar in der persönlichen Wertfülle ihrer Glieder begründet, aber nicht deren Addition ist. Gemeinschaft ist demnach eine seinsmäßige, doppelgerichtete Verbundenheit des einzelnen und der Gemeinschaft, also kein homogenes Ineins, kein Aufgehen der Person in der Gemeinschaft. Denn die Person ist ebenso wesenhaft auf sich selbst hingeordnet: *persona est ad se*. Beides gehört zum Menschen: In-sich-geschlossen-sein und Offen-sein für das personale Du und Wir. Nach dieser Auffassung ist eine Gemeinschaft um so reichhaltiger, je ausgeprägter die Persönlichkeiten sind, die sie konstituieren. Selbstsein und Mitsein stehen daher in spannungsreichem Wechselverhältnis.

Die „neue Gemeinschaft“ ist zwar nicht formlos, löst sich aber von seelenlosem Formalismus, „vom mechanischen, bloß äußerlichen Nebeneinander; sie ringt um tiefe, innerseelische Verbundenheit; um ein seelisches Ineinander, Miteinander und Füreinander, um . . . stets wirksames Verantwortungsbewußtsein“. Aus dieser Umschreibung der Gemeinschaft geht hervor, daß Pater Kentenich Mitsein als reales Sein unter den Aspekten des Ineinander-, Miteinander- und Füreinander-Seins versteht. Gleichzeitig geht daraus hervor, daß er Gemeinschaft dynamisch versteht. Nicht nur die Person, sondern auch jede Gemeinschaft und Gliedgemeinschaft hat eine Geschichte und ist sich in gemeinsamer Tätigkeit und Verantwortung aufgegeben. Auch die Gemeinschaft bzw. Gliedgemeinschaft gewinnt ihre Gestalt, indem sie dem Sollensanspruch, der mit der Seinsordnung gegeben ist, entspricht.

Die gegenseitige Verbundenheit umgreift die emotional-irrationalen Lebensbeziehungen in gleicher Weise wie die geistig-gesinnungsmäßigen, sie ist trieb- und gefühlsmäßige wie geistige Verbundenheit. Nach dem Axiom „*ordo essendi est ordo agendi*“ bezieht sich die Verwirklichung des Mitseins unter den Aspekten des Ineinander-, Miteinander- und Füreinander-Seins vor allem auf folgendes:

Ineinandersein wird realisiert im gegenseitigen inneren Gegenwärtigsetzen und im gegenseitigen verstehenden Mitvollziehen. Diese gegenseitige „Schicksalsverwobenheit“ als innere gegenseitige Anteilnahme am Leben und Schicksal der einzelnen äußert sich im Mitfreuen und im Mitleiden. Auf diese Weise ist der einzelne verwurzelt in der Gemeinschaft, und diese Beheimatung gibt ihm Halt und die Möglichkeit, sich als Persönlichkeit zu vollenden im gegenseitigen Geben und Nehmen.

Der Sollensanspruch des Mitseins erstreckt sich auch auf die gegenseitige Verantwortung für die ganzheitliche personale Vollendung der einzelnen. Dieses wechselseitige, verantwortungsbewußte Füreinander-Einstehen wirkt sich unter anderem aus sowohl in gegenseitigem Sich-Schützen nach außen als auch im Sich-Stützen und Fördern innerhalb der Gemeinschaft.

Aber nicht nur die personale Seite im gegenseitigen Verhältnis betrifft das Verantwortungsbewußtsein, sondern auch das gemeinsam zu erstellende Werk, den gemeinsam zu

verwirklichenden Wert. Es ist ein Miteinander in der gemeinsamen Aufgabe, ein Miteinander der gemeinsamen Wertverwirklichung, ein Miteinander zum gemeinsamen Ziel. Was von der gegenseitigen Verbundenheit der Personen gilt, gilt sinngemäß auch von der gegenseitigen Verbundenheit der Gliedgemeinschaften innerhalb des gegliederten Sozialgebildes.

## 2. Die Vertikale: Autorität und Freiheit im Spannungsverhältnis

Die Grundstruktur der „neuen Gemeinschaft“ ist familiar, das heißt: Aufbau und Funktionen sind analog der natürlichen Familie. Das legt die Frage nach der Form der Autorität nahe. Wie entspricht der Autoritätsträger seiner Aufgabe gegenüber der freien, zur Liebe berufenen Person und Personengemeinschaft? Denn Liebe und Freiheit, die charakteristischen Merkmale des „neuen Menschen“, prägen auch den angestrebten Gemeinschaftstyp. Es geht daher um das Problem, wie Liebe und Freiheit im Spannungsverhältnis zur Autorität zu realisieren sind, wie sich Autorität, Freiheit und Liebe zueinander verhalten.

Da jedoch die Gemeinschaft nicht nur durch die Bindungen der Liebe und auf Grund freier Initiative zusammengehalten wird und es sich außerdem nur um eine Analogie zur natürlichen Familie handelt, ist zugleich die Frage nach der rechtlichen Ordnung und damit die Frage nach dem Verhältnis zwischen Recht und Macht gestellt. Denn je größer eine Gemeinschaft ist, um so mehr bedarf sie einer festgefügtten Ordnung. Die zwischenmenschlichen Beziehungen sind sachlicher, die äußere Ordnung mittels institutioneller Einrichtungen anonymer. Außerdem ergibt sich die Spannung zwischen Traditionellem und der schöpferischen Neugestaltung des lebendigen Geistes, wovon die Spannung zwischen dem kodifiziertem Recht und der schöpferischen Gestaltung rechtlicher Formen, die der sich entwickelnden immer neuen Denk- und Lebensweise Ausdruck verleiht, nur ein Ausschnitt ist. So zeigt sich, daß die gegenseitigen Beziehungen zwischen der Führung und dem jeweiligen Einzelglied, der jeweiligen Gliedgemeinschaft und der gegliederten Gesamtgemeinschaft eingebettet sind in Bindungen nach oben und nach unten. Der Gesamtgemeinschaft einschließlich der Führung sind einerseits die freiwilligen Bindungen an die gemeinsamen Werte, andererseits die Bindung an die äußere Ordnung einschließlich der positiv verbindlichen Normen gemeinsam.

Dem Wortsinn nach hängt „Autorität-haben“ mit „Autorität-sein“ zusammen. Autor, auctor sein aber bedeutet „Stifter, Urheber, Schöpfer, Anreger, Anstifter, Veranstalter, Erbauer, Verfertiger“ sein. Die Wortbedeutung drückt demnach eine Beziehung aus zwischen einem noch nicht Daseiendem und einem, der die Macht hat, etwas ins Dasein zu rufen oder ein schon Daseiendes zur vollen Entfaltung zu bringen. Derjenige aber, der Urheber und Schöpfer ist, der einem noch nicht Vorhandenem Dasein verleiht oder einem schon Vorhandenen zur vollen Ausreifung verhilft, muß seins- und damit wertmäßig überlegen sein im Bereiche seines Urheberseins. Der angeführte Sachverhalt der seinsmäßigen (notwendigen) Überlegenheit des Autoritätsträgers macht deutlich, daß jede

Autorität ein Über- und Unterordnungsverhältnis begründet, das allerdings auf den jeweiligen Bereich begrenzt bleibt, auf den sich die Urheberschaft bezieht. Autorität kann sich demnach auf alle Bereiche des Menschseins erstrecken, in denen schöpferisch etwas hervor- oder zur Entfaltung gebracht wird.

Unter diesem Gesichtspunkt wird deutlich, daß der Mensch in viel umfassenderem Sinne als der Natur und der Geschichte gegenüber gestaltend im Bereiche des Menschlichen und Mitmenschlichen ist. Unter weltanschaulichem Aspekt gilt daher nicht nur für die umgestaltende Arbeit an der Natur und die Mitgestaltung an der Geschichte, sondern in noch tiefgreifenderem Sinne für den mitmenschlichen Bereich die „Teilhabe an der schöpferischen und sich verschenkenden Tätigkeit Gottes“. Jedoch auch in bezug auf das Soziale sei die schöpferische und sich verschenkende Tätigkeit ohne den Teilhabegedanken zunächst nur im Zusammenhang mit den zwischenmenschlichen Beziehungen verstanden. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Gemeinschaftsform der Schönstattbewegung strukturell analog der natürlichen Familie ist. In dieser aber ist mit paternitas und maternitas Autorität verbunden und damit eine seinsmäßige Über- und Unterordnung gegeben. Es gilt nun aufzuzeigen, ob diese der natürlichen Familie analoge seinsmäßige Autorität, wie sie sich in der Schönstattfamilie auswirkt, identisch ist mit der historisch gewordenen patriarchalischen Ordnungsform und in welchem Maße sie die für die partnerschaftliche Familie typischen Elemente einschließt. Anders ausgedrückt: es geht um die Frage, ob sich die kennzeichnenden Elemente der patriarchalischen und der partnerschaftlichen Familie notwendig gegenseitig ausschließen.

Da aber die Schönstattbewegung als Sozialgebilde zahlenmäßig weit über den Rahmen einer natürlichen Familie hinausgeht, ist Autorität auch von übertragener Macht, also von Amtsträgern abhängig. Damit ist das Spannungsverhältnis von auctoritas und potestas in Analogie zur politischen Macht angedeutet und die Frage nach den monarchischen, aristokratischen und demokratischen Elementen in der Verfassung.

Die Geschichte Europas zeigt, daß Autorität nicht immer in dem genannten Sinne verwirklicht wurde und die aufgezeigte positive Bestimmung erfüllte. Diese Entwicklung hat prinzipielle und historisch bedingte Gründe. Vom Grundsätzlichen her gesehen sei an die Tatsache erinnert, daß mit der Überlegenheit des Autoritätsträgers notwendigerweise Macht – sei diese physischer, psychischer, geistiger, moralischer, sozialer oder politischer Art – verbunden und damit die Gefahr des Machtmißbrauchs gegeben ist. Dieses grundsätzliche Spannungsverhältnis zwischen auctoritas, potestas und libertas ist, historisch gesehen und nur in Umrissen angedeutet, ein Prozeß, der zwei einander entgegenlaufende und doch innerlich verbundene Strömungen umfaßt, von denen die Progressivität der einen die Regressivität der anderen bedingt. Mit dem Gewinn an Freiheit nimmt die Anerkennung der Autorität ab. Es sei an das bereits erwähnte historische Faktum der Emanzipation des einzelnen erinnert, an das immer profiliertere Hervortreten der autonomen Persönlichkeit und daran, daß Macht im sozialen und politischen Bereich nicht

immer sinnentsprechend gebraucht wurde, wie beispielsweise die Auswüchse im Zusammenhang mit der patriarchalischen Ordnung und dem Absolutismus zeigen. Entsprechend dieser geistesgeschichtlichen Entwicklung und gesellschaftlich-politischen Umstrukturierung wird im gegenwärtigen Selbstverständnis des Menschen Autorität im Zusammenhang mit der Macht meist als mißbrauchte Autorität gesehen, bestätigt durch die Erfahrungen der Geschichte, auch der jüngsten Vergangenheit. Als solche wird Autorität in Verbindung mit der auf Grund der individuellen Emanzipation gewonnenen Erfahrung der Freiheit abgelehnt. Es scheint eine unüberwindliche Schwierigkeit zu sein, den Gegensatz zwischen geschichtlich gewordener Autoritätsanwendung und gegenwärtig verwirklichter Freiheit zu überbrücken. Die Folgerung aus dieser historisch bedingten, doppeltgerichteten Erfahrung ist der Versuch, Autorität als rational-funktionale, der Macht entkleidete Leitung zu schaffen, sei es in der partnerschaftlichen Familie, in der genossenschaftlichen Gruppenführung verschiedenster Art oder im freiheitlichen Rechtsstaat. Es werden Möglichkeiten der Leitung auf gleicher Ebene gesucht, sei es, daß der Begriff der Autorität mit dem Tatbestand der Über- und Unterordnung verworfen wird, sei es, daß in den Begriff Autorität ein partnerschaftliches Verhältnis hineingedeutet wird. Bleibt aber Autorität als Über- und Unterordnungsverhältnis geltend, dann wird sie entweder nur temporär aufgefaßt — Eltern-Kind-Verhältnis — oder wegen der notwendigen Aufrechterhaltung der äußeren Ordnung „als ob“ hingenommen.

Mit dem Stichwort Autorität ist daher ein aktuelles Problem berührt. Ursprung und Wertbezogenheit der Autorität sind aus einer Analyse der historischen Gegebenheiten nicht generell zu beantworten, denn Wertschätzung und Bedeutung der Autorität hängen — wie deutlich wurde — von der Wertordnung der jeweiligen Epoche ab. Eine Analyse des Faktischen kann nur den Einflußbereich abstecken, die Formen der Autorität darlegen und den Umfang der damit zusammenhängenden Wirkungen aufzeigen. Dieses Zusammenspiel von *auctoritas* — *potestas* — *libertas* historisch zu verfolgen und im einzelnen zu begründen, kann hier nicht unternommen werden. Die vielfältigen Neuansätze werfen vielmehr die Frage nach einer neuen Form der Autorität auf, die den genannten Forderungen zu entsprechen sucht.

Pater Kantenich versteht den Zusammenhang zwischen *potestas* und *auctoritas* als Verhältnis zwischen äußerer und innerer Autorität. Innere Autorität ist nach ihm die bereits dargelegte seinsmäßige Überlegenheit, die durch „selbstloses schöpferisches Dienen“ sowie durch Aufzeigen und lebensmäßiges Antizipieren der beschriebenen Ideale den freien Willen des Werdenden frei in Bewegung setzt und ihn durch Selbsttätigkeit zu immer größerer Selbstständigkeit führt. Er bezeichnet diese Autorität in der personalen Begegnung als „priesterliche Väterlichkeit“. „Priesterlich“, weil sie im Dienste eines übergeordneten Dritten und an dieses vermittelnd ist, „Väterlichkeit“ (Mütterlichkeit), weil sie echte Lebensübertragung und Förderung dieses Lebens ist. Autorität im Sinne der so gekennzeichneten *paternitas* (*maternitas*) ist nicht nur personentfaltend, sondern auch Gemeinschaft konstituierend.

Diese innere Autorität betrachtet Pater Kentenich als die Wurzel der äußeren Autorität, der potestas. Nach seiner Auffassung sollte äußere Autorität nie getrennt sein von innerer, denn die Ausübung *nur* äußerer Autorität kann sich als Machtmißbrauch auswirken, der entweder Revolutionen oder Stumpfheit und Desinteressiertheit zur Folge hat. Damit ist nicht gesagt, daß potestas innerhalb der familienhaften Gemeinschaft — es handelt sich im hier gemeinten Falle zunächst um die Säkularinstitute Schönstatts — nur an das Dürfen der freien Person zu appellieren vermag. Die Einzelinteressen sind von Natur aus nicht ohne weiteres einheitlich auf das Wohl des Ganzen ausgerichtet und schon aus der Notwendigkeit, diese im Sinne des Ganzen zu koordinieren, ist Befehlsgewalt erforderlich. Darüber hinaus aber geht es um die erzieherischen Rechte und Pflichten, da nicht nur ausgereifte Persönlichkeiten, sondern reifende die Gemeinschaft konstituieren. Das Verhältnis der Über- und Unterordnung in der Gemeinschaft familiärer Struktur ist daher analog dem zwischen Eltern und Kindern in der natürlichen Familie. Diese Analogie zur natürlichen Familie macht drei Beziehungsrichtungen sichtbar: die auf- und absteigende der Vertikalen, das heißt die hin- und rücklaufende zwischen Eltern und Kindern, und die Horizontale geschwisterlicher Verbundenheit. Neben die aufgezeigte partnerschaftliche Beziehung in der Gemeinsamkeit der Wertverwirklichung und des gegenseitigen Gebens und Nehmens tritt die Beziehung des Befehlens und Gehorchens im Über- und Unterordnungsverhältnis. Formell erwächst der Leitung daraus die potestas dominativa mit dem Recht der Erziehung und damit dem der Befehls- und Strafgewalt im Rahmen des anerkannten Wertkodex. Den Mitgliedern der Gemeinschaft erwächst daraus die Pflicht zum familienhaften Gehorsam innerhalb derselben Grenze der objektiven Wertordnung. Deren Verinnerlichung im Gewissen ist die absolute Grenze jeden Befehlens. Inhaltlich sind demnach Befehlen und Gehorchen von den für die Gesamtgemeinschaft verbindlichen Werten bestimmt. Der Autoritätsträger innerhalb der „neuen Gemeinschaft“ versucht allerdings von seiner Befehlsgewalt so selten wie möglich Gebrauch zu machen, ist aber verpflichtet, im Sinne der potestas dort einzutreten, wo es der Bestand und die Entwicklung des Ganzen oder das Wohl des einzelnen erfordern. Befehlsgewalt im Sinne der individualen und sozialen Wertverwirklichung erstreckt sich für gewöhnlich nicht auf die Eigengesetzlichkeit der einzelnen Sachgebiete, die in der Bereich der Fachkenntnis fallen und von den Fachleuten zu verantworten sind.

Gehorsam ist dann ein Akt der freien Person im Sinne des neuen Menschentyps, wenn er wie die Befehlsgewalt getragen ist von der Verantwortung für das gemeinsame Ganze. Das setzt klare Urteilsfähigkeit voraus und damit einerseits Sachkenntnis, andererseits Freisein von der öffentlichen Meinung, das heißt Freimut, das eigene vom Befehl abweichende Urteil zu äußern. Ein Spannungsmoment kann sich ergeben, wenn der Inhaber der leitenden Funktion auf die im Dialog erwogenen Gegenargumente nicht eingeht und einen Befehl aufrechterhält. In diesem Falle hat das einzelne Mitglied der Gemeinschaft nach dem eigenen Gewissen zu entscheiden, wie es Gehorsam als Akt der freien Person tätigt. Bei eventueller Gehorsamsverweigerung muß das Mitglied die Folgen bedenken und tragen. Denn Gehorsam im Sinne des „neuen Menschen“ enthebt nicht der eigenen

Verantwortung weder für die eigene Person noch für das Ganze. Absolute Grenze des Gehorchens ist das göttliche Gebot und das Naturrecht, bedingte Grenze die bessere sachliche Einsicht. Innerhalb dieser Grenze ist es dem Untergebenen nicht freigestellt – es sei denn, er mache sich schuldig – sich einem Befehl zu widersetzen, auch wenn dieser nicht in allem rational begründbar ist.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ein so verstandenes Über- und Unterordnungsverhältnis vom Befehlenden wie vom Gehorchenden ein hohes Maß sittlicher Reife verlangt. Denn es dürfte leichter sein, einerseits für den Inhaber der potestas seine Macht auswirken zu lassen in äußerem oder innerem Zwang, wenn der potestas die auctoritas nicht entspricht. Letztere aber erfordert vom Autoritätsträger nicht nur „affektive Reife“ und sachliche Korrektheit, sondern auch psychologische Orientierung, das heißt Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme auf die individual- und sozialpsychologischen Gegebenheiten. Andererseits dürfte es für den Untergebenen leichter sein zu gehorchen aus Schwäche und Feigheit. Pater Kentenich kennzeichnet diese Regierungsweise als „autoritär im Prinzip, demokratisch in der Anwendung“.

Während aber in der natürlichen Familie diese potestas statisch an bestimmte Personen gebunden bleibt, ist in der „neuen Gemeinschaft“ der Familiencharakter modifiziert; es handelt sich um eine „mehr dynamische Familienhaftigkeit“. Die potestas ist als übertragene Macht von einem Amt mit befristeter Amtszeit abhängig. Hier zeigt sich die Gemeinschaftsform in ihrer Analogie zur politischen Macht. Es handelt sich um die Regierungsweise im Rahmen einer „gemischten Verfassung“, in der das monarchische, das aristokratische und das demokratische Element harmonisch verknüpft sind, wobei letzteres plebiszitäre und repräsentative Komponenten umfaßt. Das demokratische Element zeigt sich unter anderem in der Übertragung der potestas von seiten der Gemeinschaft durch Wahl. Die Regierung hat jedoch in ihrer monarchischen Spitze – die für gewöhnlich als „elterliche Regierung“ auftritt – während ihrer Amtszeit letzte Entscheidungsvollmacht, allerdings im Zusammenwirken mit einem Regierungsgremium. So zeigt sich, daß „Autoritär im Prinzip“ das monarchische und das aristokratische Element einschließt. Die Form der Autorität ist in dieser Regierungsweise einerseits dynamisch verstanden, andererseits beruht potestas auf auctoritas. Darüber hinaus ist einer zu großen Entfaltung äußerer Autorität auf Kosten der inneren konstitutionell vorgebeugt.

Die Machtbefugnisse der zentralen Leitung sind wiederum weitgehend übertragen auf regional zusammengefaßte Gruppen mit eigener Leitung, so daß sich noch einmal eine Teilung der Gewalt im Spannungsverhältnis zwischen Zentralisation und Dezentralisation ergibt.

Pater Kentenich nennt für diese Form der Regierung als Grund nicht nur „Entflechtung der Macht“, sondern den gleich schwer wiegenden Grund der dadurch ermöglichten „Akzentuierung des Lebens“. Nach seiner Auffassung können in einer Gemeinschaft, die personal und nicht durch Systeme sekundärer Art geleitet wird, die Autoritätsträger

— wegen der Begrenztheit der menschlichen Person — immer nur einem Teil der Unterebenen in jeder Hinsicht gerecht werden, wie vollkommen sie auch die potestas in den Grenzen ihrer Möglichkeiten handhaben.

In dem Zusammenhang mit dem Spannungsverhältnis zwischen Autorität und Freiheit ist noch ein anderer Tatbestand bedeutsam. Neben der in der beschriebenen Form regierten offiziellen Gemeinschaft und den Gliedgemeinschaften gibt es die sogenannten „freien Gemeinschaften“. Jedes Mitglied gehört demnach einer offiziellen und einer freien Gemeinschaft an. Während die offiziellen Gemeinschaften je nach Änderung der Aufgabe gewechselt werden können, bleibt die Zugehörigkeit zur freien Gemeinschaft auf Lebenszeit. Die freien Gemeinschaften wählen in demokratischer Abstimmung ihre Leitung, die, wenn sie sich bewährt hat, durch mehrfache Wiederwahl bestätigt für die Dauer des Lebens bleibt. Bei dieser Wahl kommt das plebiszitäre Moment zum Tragen im Gegensatz zum repräsentativen bei den Wahlen innerhalb der offiziellen Gemeinschaften wegen der zu großen Ausdehnung. Innerhalb der freien, für die Dauer des Lebens bestehenden Gemeinschaften gestalten die Mitglieder ihr Leben eigenständig, so daß der „freien Selbstbetätigung und Selbstenthaltung ein weites Feld eröffnet“ ist.

Damit ist schon ausgesagt, daß es sich nicht nur darum handelt, den Menschen zu eigenständigem Urteil zu erziehen und dazu, sich selbstverantwortlich durchzusetzen, sondern daß auch die äußere Ordnung der Gemeinschaft den nötigen Spielraum zu dieser Existenzweise gewährt.

Über die neue Form der Autorität innerhalb der „neuen Gemeinschaft“ einerseits in ihrem Verhältnis zu Liebe und Freiheit, andererseits in ihrem Verhältnis zum Recht, läßt sich zusammenfassend das Folgende sagen: Äußere Autorität — potestas — ist abhängig von innerer Autorität, deren Wesen darin besteht, sowohl das Einzelglied als auch die Gemeinschaft zur Freiheit zu erziehen, die personal aufgefaßt wird und zur Liebe in konditionalem Verhältnis steht. Die Ausübung der potestas in Abhängigkeit von der auctoritas wird nicht nur theoretisch postuliert, sondern ist auch konstitutionell geschützt, sei es durch die Übertragung der Regierungsgewalt auf Grund von auctoritas von seiten der Gemeinschaft durch Wahl, sei es durch die Trennung der Gewalten, ihre Teilung und Befristung, sei es auf Grund der Machteinschränkung durch das göttliche Gebot und das Naturrecht oder sei es schließlich durch die festgefügte äußere Ordnung. Auctoritas als personale, zeitüberdauernde Mitte der Gemeinschaft eignet der Gründerpersönlichkeit, deren auctoritas — vom Menschen her gesehen — sich auf das Schönstattwerk als Ganzes bezieht. Denn die Einheit eines so vielschichtigen und vielgliedrigen Sozialgebildes gründet nicht nur in gemeinsam zu verwirklichenden Ideen und einem lokalen Mittelpunkt sondern auch in einer zeitüberdauernden personalen Mitte.

Die bisherigen Ausführungen machen deutlich, daß auch das Regierungsprinzip „Autoritär im Prinzip, demokratisch in der Anwendung“ nur eine Variation des allgemeinen Prinzips ist: „Bindung (nur, aber auch) soweit als nötig, Freiheit soweit als möglich, aber wußte und betonte Pflege des Geistes.“

## Gründer und Heiligtum (II)

Von Engelbert Monnerjahn

Reich an ausführlichen Äußerungen Pater Kentenichs über das Heiligtum der Mater ter admirabilis sind die dreißiger Jahre. Hierfür gab es einen doppelten Grund: 1. Die Übernahme der Regierungsgewalt in Deutschland durch die nationalsozialistische Partei und der damit eröffnete religiös-weltanschauliche Kampf um die Seelen der Menschen machte eine stärkere Verankerung der Schönstattfamilie in der Herzmitte und Quelle ihres Lebens, im Heiligtum der Mater ter admirabilis zu Schönstatt notwendig. Darüber hinaus leitete Pater Kentenich Bestrebungen ein, das katholische Deutschland in breiterem Maße auf Schönstatt als ein Bollwerk gegen den Nationalsozialismus aufmerksam zu machen und möglichst viele Menschen an das Schönstattheiligtum zu binden. 2. Je mehr das Schönstattwerk ein kraftvoller, einflußreicher Faktor im Leben der Kirche in Deutschland wurde, desto mehr geriet es, ungeachtet der Bedrückung durch das Hitlerregime, in das Feuer eines innerkirchlichen Meinungsstreites, dessen Gegenstand im letzten die „lokale Gebundenheit der Gottesmutter“ an das Schönstattkapellchen war, die Frage also, ob Maria, wie es die Gründungsurkunde vom 18. Oktober 1914 in Aussicht gestellt hatte, im Schönstattkapellchen tatsächlich „ihren Gnadenthron aufgeschlagen“ habe.

### *Das „Schönstattgeheimnis“*

An erster Stelle dürfte man hier wohl die Tagung nennen, die Pater Kentenich zwischen Weihnachten und Neujahr 1933/34 unter dem Titel „Das Schönstattgeheimnis“ hielt.

Den unmittelbaren Anlaß, die seit fast zwanzig Jahren gekündete Botschaft von Schönstatt und seinem Heiligtum unter dem Stichwort vom „Schönstattgeheimnis“ neu zu beleuchten und darzustellen, hatte Prälat Ludwig Wolker, der damalige Generalpräses der katholischen Jungmännervereine Deutschlands, gegeben. Wolker war Ende der zwanziger Anfang der dreißiger Jahre mehrmals nach Schönstatt gekommen, um Pater Kentenich zu hören und das Schönstattleben an seinem Ursprungsort zu studieren. Nach einem seiner Besuche machte er das freimütige Geständnis, trotz aller Bemühungen sei ihm das „Geheimnis Schönstatts“ immer noch nicht aufgegangen. Dieses Wort griff Pater Kentenich wie einen ihm von Gott zugespielten Ball auf, nicht nur, um Menschen, die suchend und fragend nach Schönstatt kamen, eine Antwort zu geben, sondern auch um der Schönstattfamilie selbst neue Tiefenschichten der aus dem Liebesbündnis vom 18. Oktober 1914 entstandenen Wirklichkeit zu entschleiern.

Der ganze Inhalt der Tagung kann hier nicht — auch nicht in der Form eines gedrängten Überblicks — wiedergegeben werden. Was uns interessiert, das sind die von Pater Kentenich gemachten Kernaussagen über das „Schönstattgeheimnis“ als Geheimnis des Schönstattheiligtums.

„Wie heißt das Schönstattgeheimnis?“ so fragt Pater Kentenich gleich zu Beginn der Tagung. Die Nüchternheit und Exaktheit der Begriffsbestimmung, mit der er die Frage beantwortet, verrät, daß er an ihrer Formulierung mit großer Sorgfalt gearbeitet hat. Das Schönstattgeheimnis, jene letzte, nicht sofort jedem wahrnehmbare, alles Leben in der Schönstattfamilie tragende und nährenden Realität, „ist die lokale Gebundenheit und universelle Fruchtbarkeit der Mater ter admirabilis von Schönstatt aus, beides als Frucht freier göttlicher Gnadentat und freier menschlicher Mitwirkung“. Zu dem ersten Teil dieser Begriffsbestimmung („lokale Gebundenheit der Mater ter admirabilis“) führt Pater Kentenich in dem gleichen Vortrag weiter aus: „Wir brauchen Schönstatt als eine Symbolisierung der Gedankenwelt; wir müssen Schönstatt aber auch auffassen als originellen Gnadenort der Mater ter admirabilis . . . Die Gottesmutter ist an diesen Ort gebunden.“

Zum Verständnis dieser Aussage ist ergänzend anzumerken, daß die Zentrierung der Schönstattfamilie in Schönstatt und seinem Marienheiligtum oft lediglich als ein geschickter (oder auch raffinierter) psychologisch-pädagogischer Schachzug Pater Kentenichs betrachtet wurde, um den Schönstatter Ideen einen sinnhaften Ausdruck zu verleihen und den Zusammenhalt der Bewegung zu verstärken, so daß dem Heiligtum der Mater ter admirabilis nichts weiter als ein Symbolwert zukäme: es wäre Symbol für die Sendung, die Schönstatt sich zuschreibt, und Symbol der Einheit der vielfach gegliederten Schönstattbewegung. Pater Kentenich hat diesen Symbolwert des Heiligtums selber von Anfang an gesehen und in allen Entwicklungsphasen des Werkes immer wieder herausgestellt und gefördert. Die Bindung und Beheimatung der Schönstattfamilie war von ihm beabsichtigt als eine wesentliche Maßnahme im Kampf gegen die zunehmende Bindungslosigkeit des modernen Menschen und das ihr entsprechende mechanistische Denken, denen er die Zeitkrankheit schlechthin erblickte. Die Gebundenheit der Mitglieder der Schönstattfamilie an Schönstatt als Ort und an das Heiligtum bezeichnete er mit Recht als „sehr fein nachgetastet den Gedankengängen Gottes“. Gott hat den Menschen als eingebundenes, auf Heimat angelegtes und angewiesenes Wesen geschaffen. Darum soll der Mensch nicht nur etwa eine Bindung an Personen und Ideen kennen. „Gott will auch, daß wir uns an Orte binden“, das heißt, daß wir eine Heimat haben. Fast zwei Jahrzehnte später, auf der pädagogischen Tagung 1951, kurz vor dem Gang in seine Verbannung, wird Pater Kentenich in eindringlichen und ausgedehnten Darlegungen auf die geheimnisvolle Wechselwirkung zwischen der Gebundenheit des Menschen an einen bestimmten Ort als Heimat und die Gebundenheit des Menschen an Gott bzw. ihren Verfall zu sprechen kommen. Allzu bekannte Vorgänge in unseren Tagen bestätigen, wie richtig Pater Kentenich die Dinge gesehen hat.

Indessen: So wertvoll und treffend eine solche Betrachtungsweise und die Erkenntnis dieser Zusammenhänge ist — mit ihr erreicht man nicht das, was die innerste Wirklichkeit Schönstatts und seines Heiligtums ausmacht. Diese Wirklichkeit enthüllt sich nur dem vom Glauben geschärften Auge; sie besteht für Pater Kentenich in dem nach dem Gesetz der schöpferischen Resultante ermittelten Faktum, daß die Gottesmutter das ehemalige Michaelskapellchen zum Ort einer besonderen Wirksamkeit erwählen wollte und erwählt hat — in der Tatsache, daß sie sich in freier Wahl an diesen Ort gebunden hat, um von hier aus im Sinne ihrer Stellung und Sendung im Heilswerk ihres göttlichen Sohnes zu wirken.

Wie soll und kann man sich die gemeinte Gebundenheit, deren Verständnis dem heutigen Menschen fraglos schwerfällt, des näheren erklären? Pater Kentenich ist sich als Kenner der Seele des modernen Menschen über die Schwierigkeiten, auf die seine Botschaft von der lokalen Gebundenheit der Gottesmutter an das Kapellchen zu Schönstatt stößt, voll- auf im klaren. Er spricht darum selber die Frage aus, die er in seinen Zuhörern aufsteigen sieht: „Wie können Sie sich das vorstellen? Ist die Gottesmutter denn allgegenwärtig?“ Seine Antwort lautet: „Das ist sie. Aber in welchem Sinne? Als echte Kinder der katholischen Kirche“, so fährt er fort, „glauben wir, daß die Gottesmutter durch ihre Gnadenwirksamkeit und ihre Fürbitte überall gegenwärtig und wirksam ist.“ Diese Gegenwart ist demnach „keine physische, sondern eine moralische“. Auf das Heiligtum in Schönstatt angewandt bedeutet das: Die Gottesmutter hat sich diesen Ort ausgewählt und, wie die Geschichte Schönstatts ausweist, an ihn gebunden, um hier und von hier aus ihre Liebe und fürbittende Gnadenvermittlung in unsere Zeit hinein zu entfalten. „Die Gottesmutter mag überall gegenwärtig sein oder nicht“ — Pater Kentenich besteht nicht darauf, daß seine Zuhörer diese These annehmen —, „für uns ist sie jedenfalls gegenwärtig in unserem Heiligtum. Ihre Liebe und ihre Gnadenvermittlung ist gebunden an diesen Ort.“ Was folgt aus diesem Sachverhalt? Wer gläubig den Schönstattboden berührt — dabei muß das „gläubig“ besonders betont werden —, wer gläubig den Schönstattboden berührt, entweder physisch oder geistig, in der Überzeugung: Hier ist heiliges Land!, wer also in das Heiligtum geht und darin betet, empfängt mehr Gnaden im Sinne der Schönstattsendung als anderswo. Die Gnaden, die einzelne Mitglieder der Schönstattfamilie oder die verschiedenen Schönstattgemeinschaften zur Erfüllung ihrer Sendung benötigen, „sind im wesentlichen verknüpft mit unserem kleinen Heiligtum“. Aus dieser Sicht der Dinge kann Pater Kentenich weiter sagen: „Die Schönstattseele fängt erst an zu leben, wo allgemein der Blick aufgeht für die Bedeutung unseres Heiligtums und wo die Kapellengebundenheit beginnt.“ Ferner: „Wer in der Schönstattbewegung eine Stütze sein will, muß mit einer gewissen Innigkeit an Schönstatt als Gnadenort hängen.“ Und schließlich: „Wenn wir so in großen Zusammenhängen die Welt sehen und in die Zukunft unserer Familie schauen, fühlen Sie, wie wichtig es ist, daß wir alle Kinder unserer Familie an Schönstatt binden.“

Zweifellos: Um in diese knapp skizzierten Gedankengänge Pater Kentenichs tiefer eindringen zu können und ihre ganze Bedeutung zu erfassen, müßte hier ein Exkurs über

die Theologie der hl. Orte und über das von Pater Kentenich aus der Heilsgeschichte abgelesene „Gesetz der ausgezeichneten lokalen Fälle“ eingeschoben werden. Da dies aber zu weit abführen würde, sei lediglich auf eine geschichtliche Parallele verwiesen: auf das Verhältnis des hl. Franz von Assisi zu seinem Gnadenheiligtum, der Muttergotteskapelle von Portiunkula, das manche verwandte Züge zu Schönstatt aufweist. Der Biograph des Heiligen, Thomas von Celano, berichtet: „Gewiß, an jedem Ort der Erde kann man das Himmelreich erlangen und überall wird den Auserwählten die göttliche Gnade verliehen. Das wußte der selige Vater sehr gut. Aber er hatte in seinem Leben erfahren, daß die Marienkirche von Portiunkula eine ganz besondere Gnadenstätte sei, ausgezeichnet durch das häufige Kommen himmlischer Geister. Oft sagte er deshalb zu seinen Brüdern: ‚Meine Kinder, hütet euch, diesen Ort jemals zu verlassen. Wenn man euch bei der einen Tür hinausweist, so geht bei der anderen wieder herein! Dieser Ort ist wahrhaft heilig und die Wohnung Gottes. Als wir an diesem Orte unser noch wenige waren, hat der Allerhöchste unsere Schar vermehrt. Hier hat er die Herzen seiner Armen mit dem Licht seiner Weisheit erleuchtet. Hier hat er unseren Willen mit dem Feuer seiner Liebe entzündet. Hier erhält jeder, der andächtig betet, was er begehrt. Wer an diesem Ort sündigt, wird schwerer bestraft. Kinder, haltet deshalb diese Wohnung Gottes aller Ehre würdig. Liebet Gott an diesem Ort aus ganzem Herzen und mit Jubelgesängen preiset ihn hier . . .“ Wie sehr der Poverello sein heimatliches Assisi in Analogie zu Palästina: „Heiliges Land“ betrachtete, wird von der Tatsache beleuchtet, daß er in einer Rede vor Papst Honorius III. diesem nahezu legen versuchte, den schon von Innozenz III. angekündigten Kreuzzug abzusagen und den für den Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems gewährten Ablass nach Assisi, dem „neuen Orient“, zu verlegen.

*Aus den „Schönstatt-Studien“ 1935*

Weitere bedeutsame Aussagen Pater Kentenichs über das Heiligtum in den dreißig Jahren haben wir vor allem in dem 1. Heft der „Schönstatt-Studien“, betitelt „Schöne Fragen“, vor uns, das auf dem Höhepunkt der ersten innerkirchlichen Auseinandersetzung um Schönstatt im Jahre 1935 veröffentlicht wurde. Darin greift Pater Kentenich die Einwände gegen die „lokale Gebundenheit“ der Gottesmutter an das Heiligtum Schönstatt an mehreren Stellen des längeren oder kürzeren auf, um aus der Sicht des Glaubens, aus der echten und unverkürzten Lehre der Kirche den Nachweis zu erbringen, wie berechtigt und begründet es ist, das Heiligtum von Schönstatt als eine Gnadenstätte der Gottesmutter von besonderer Art zu betrachten. Eine etwas längere Darstellung findet sich in der 2. Studie des Heftes über die „Eigenart der Schönstätter Marienverehrung“. Dort heißt es: „Fernstehende mißverstehen leicht die vierte Eigenschaft unserer Marienverehrung (zunächst hatte Pater Kentenich die Schönstätter Marienverehrung als „nisch, hochgradig und pädagogisch wirksam“ gekennzeichnet. Der Verf.): ihre lokale Gebundenheit. Der Eingeweihte aber weiß, daß hier — ähnlich wie beim Gnadenort oder Gnadenschatz der Mta — wieder in verblüffend einfacher Weise dogmatische, philosophische und psychologische Wahrheiten und Gesetze pädagogisch überaus stark lebendig werden. In Kreisen führender katholischer Männer und Frauen wird v

nach den Geheimnissen unserer Erfolge gesucht. Das Geheimnis muß wohl zum großen Teil in der überaus einfachen Weise liegen, mit der große, für die moderne Lebensformung bedeutsame katholische Wahrheiten zueinandergeordnet und lebendig ins öffentliche Bewußtsein eingepreßt werden. Das gilt auch von der lokalen Gebundenheit. Auf philosophische und psychologische Gesetze will ich nicht länger eingehen, obwohl sie hier in hervorragender Weise eingebaut sind. Ich weise nur auf die wichtigsten dogmatischen Zusammenhänge hin.“ Pater Kentenich gibt im folgenden zunächst eine kurze Erklärung über die „lokale Gebundenheit“, verstanden als Bindung der Schönstattfamilie an das Heiligtum in Schönstatt als Heimat und Symbol. Im Anschluß daran erläutert er in einem ausgedehnteren Gedankengang, worin der tiefste Grund für die Anhänglichkeit der Schönstätter an ihr Heiligtum zu suchen ist: „Wir glauben, daß die Gottesmutter wie an einem Gnadenorte besonders wirksam ist im Sinne der Bewegung. Der Beweis für diesen Glauben ist Ihnen bekannt. Denken Sie nur an das Jahr 1914 und an die Gründungsurkunde, die von uns von vornherein als *contractus bilateralis* (= zweiseitiger Vertrag. Der Verf.) gedacht und erstrebt wurde. Darum unsererseits die Bitte und das Angebot: ‚Wir wollen uns dir mit unserer ganzen Person, mit unserm Beten, Opfern, ja mit unserm Leben zur Verfügung stellen, sei du dafür von hier aus in besonderer Weise wirksam für die seelische Umformung und apostolische Umgestaltung des modernen Menschen und benutze gleichzeitig uns als Werkzeuge in deiner Hand für diese große Aufgabe.‘ Und die Antwort der Gottesmutter? Sie wurde nicht in einem geheimnisvollen Traum, nicht in einer Vision oder in einem greifbaren Wunder in der physischen Ordnung erwartet und gegeben, sondern durch die Geschichte der Bewegung, die aus dieser Bitte und diesem Angebot geworden. Wir waren von Anfang an überaus nüchtern und haben bewußt alles Absonderliche und Außergewöhnliche ferngehalten, um – aus Erkenntnis und Vorahnung der kommenden geistigen Erschütterungen lediglich auf dem Boden einer gesunden Dogmatik, Philosophie und Psychologie stehend – die moderne Welt in Christus umgestalten zu helfen. So dauerte es auch lange, bis in der damaligen Generation sich die heute in der Bewegung lebendige Überzeugung durchsetzte, daß die Gottesmutter die Bitte, das Angebot, den Kontrakt angenommen. Als erste Antwort deuteten wir all das, was unsere Jugendlichen damals im Kriege tun durften für die Ausbreitung und Vertiefung des Reiches Gottes . . . Es mag leicht verständlich sein, daß wir in all dem zunächst nur einen Wahrscheinlichkeitsgrund erblickten für die Billigung unserer Pläne im Himmel. Diese Wahrscheinlichkeit drängte zu größeren gewagten Unternehmungen sowohl in als auch nach dem Kriege. Wir sagten uns: Hat die Gottesmutter das ganze Werk wirklich als das ihrige erkannt und anerkannt, so hat sie auch dafür die Sorge übernommen. Tatsächlich glückte uns alles, was wir in die Hand nahmen und entfaltete eine starke, vielseitige Fruchtbarkeit. So kam es, daß mit der Zeit die Wahrscheinlichkeit für die Familie sich auswuchs zu einer moralischen Sicherheit.“

Die gesicherte Unterlage für den geführten Beweisgang sieht Pater Kentenich in der Lehre von der Unterscheidung der Geister und der Werke, wie sie im Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius nachgelesen werden kann. „Wer aber besonders Gewicht legt auf den

Nachweis, daß das ganze Werk in seiner geschichtlichen Entfaltung als besonderes Gotteswerk und darum als reale Antwort vom Himmel angesprochen werden darf, der mag sich von der Apologetik die Kriterien für die Göttlichkeit eines Werkes angeben lassen. Er findet ihrer drei: Geringfügigkeit der Werkzeuge, Größe der Schwierigkeiten und Größe der Erfolge. Es wird ihm nicht schwerfallen, an Hand der Geschichte der Bewegung — vorausgesetzt, daß er sich die Zeit nimmt, sich genügend in sie zu vertiefen — alle drei Kriterien wiederzufinden.“

Der gleiche Gedankengang wird noch einmal, aber knapper, ausgeführt in der Studie „Schlüssel zum Verständnis der ‚Sonderideen‘“.

### *Im Zweiten Weltkrieg*

Eine Zeit besonders enger Beziehungen zum Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter brach mit der Wegnahme des Studienheims Schönstatt durch die nationalsozialistischen Machthaber im Frühjahr 1939 und die damit gegebene unmittelbare Bedrohung des heiligen Ortes sowie durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges an. Gegenüber der Bedrohung des Heiligtums durch die neuen Herren des Studienheims setzte ein Kurs der Marienschwestern den sog. Kapellchenakt, der im Laufe der folgenden Jahre eine regelrechte Wacheströmung zum Schutze des Heiligtums in der Schönstattfamilie initiierte. Verständlicherweise erhielt diese Strömung durch den Bombenkrieg und die Gefahr, die er für das Heiligtum mit sich brachte, neuen Auftrieb.

Pater Kantenich selber kommt in den Briefen und Abhandlungen aus dem Konzentrationslager Dachau — für die der Tarnung halber zum großen Teil die Versform gewählt wurde — immer wieder auf die Bedeutung des Heiligtums und die Verantwortung der Schönstattfamilie für seine Erhaltung zu sprechen. Unter den ersten Gedichten, die er aus Dachau nach Schönstatt schickt, befindet sich das „Heimatlied“, ein Lobpreis auf die „Sonnenau“, die sich die Mater ter admirabilis in Schönstatt um ihr Heiligtum geschaffen hat. Der „Hirtenspiegel“, ein Lehrgedicht von 5870 vierzeiligen Strophen, das Pater Kantenich zwischen April 1943 und Januar 1944 für die Leitung der von ihm gegründeten Schwestern verfaßte, greift das Heiligtumsmotiv immer neu auf. „Mit ihrem Sohn“, so heißt es z. B. an einer Stelle von der Gottesmutter, „ist sie die Gnadenquelle, / die fließt vom Gnadenorte Well' um Welle / hinaus in alle Welten nah und fern, / sie ist für heute der Dreikönigsstern.“ Dann werden die drei spezifischen Wallfahrtsgnaden erwähnt, die die Gottesmutter nach Ausweis der Geschichte in Schönstatt spendet: „In wurzellosen, wilden Sturmeszeiten / will sie uns allen mild ein Nest bereiten / in ihrem Schönstatt-, im Familienkreis / auf unsrer krisenreichen Pilgerreis', / damit wir leicht und schnell das Urnest finden, / trotz aller unsrer Fehler, Schwächen, Sünden / in Gott geborgen, anderen Heimat sind, / ein Schutz und Schirm und Halt bei Sturm und Wind. / Sie will die Seelen innerlich verwandeln, / daß sie als Werktagsheil'ge heldisch handeln, / vermittelt ihnen große Fruchtbarkeit / als Zeugen Christi für die heut'ge Zeit. / Drum

sind wir an den Ort so tief gebunden, / in fröhlichen und traurig-bittern Stunden, / als würd' sich Tabor, Golgatha erneun, / der Pfingstsaal seine Dienste neu uns weihn. / Ja alle Plätze, wo die Mutter weilte, / wo still des Heilands Wirksamkeit sie teilte, / sind unserm Herzen innig nah gerückt, / wenn unser Aug' das Heiligtum erblickt.“

Geradezu zentral ist die Stellung, die das Heiligtum in den Horen des ebenfalls in Dachau entstandenen Schönstatt-Offiziums einnimmt. Zugleich machen die Horen deutlich, wie stark das Heiligtum nach dem Sinne Pater Kentenichs in einem schönstättisch gestalteten Alltag stehen soll. Das gleiche ist von dem ebenso in Dachau verfaßten Morgengebet zu sagen, in dem es heißt: „Im Heiligtum sind wir beisammen. / Dort schlagen unsrer Herzen Flammen / der Dreimal wunderbaren Frauen, / die will durch uns Dein Reich erbauen.“ Oder: „Wir danken Dir für alle Gaben, / die wir so reich empfangen haben, / daß Schönstatt Du hast auserkoren / und Christus dort wird neu geboren; / daß Du der Mutter Herrlichkeiten / von dort willst in die Welt verbreiten, / um Liebesströme zu ergießen, / daß sie durch kalte Herzen fließen.“

Der „Hirtenspiegel“ gibt im übrigen auch wichtige Auskunft auf die schon des öfteren und auch jüngst wieder gestellte Frage, was für Schönstatt und sein Heiligtum Vorrang habe, der Ort oder das Gnadenbild. Als 1943 bei einem Luftangriff auf Köln das dortige Schönstattheiligtum bei der Elendskirche mit dem Bild der Mater ter admirabilis den Bomben zum Opfer fiel, schrieb Pater Kentenich in den „Hirtenspiegel“ die Verse: „Wir sind im Glauben irre nicht geworden, / als Hiobspost kam von so vielen Orten, / daß uns genommen wurde Hab und Gut, / sogar das ‚Bild‘ erlag der Feuersglut. / Wohl sagte uns ein ruhig, sachlich Hufen, / daß unser Bild nicht steht auf erster Stufen, / daß Mutter sich verbunden hat dem Ort / und dort mit Lieb' und Gnade wirkt stets fort. / Und doch hängt unser Herz auch an dem Bilde / als einem starken, gnäd'gen Schutz und Schilde, / weil schon sehr bald nach unserm Gründungsakt / das Bild die Herzen jubelnd hat gepackt.“

Aus dem gleichen Jahr 1943 stammt eine andere Äußerung Pater Kentenichs zum Gnadenort in Schönstatt, die er aus Anlaß des 800. Gedenktages der Gründung des mittelalterlichen Klosters Schönstatt am 24. Oktober 1943 – der Tarnung halber wieder in Gedichtform – niederschrieb: „Der Zeiten wechselndes Gebrause, Wogen, / in das wir stärker sind hineingezogen, / – vergleiche auch mit Mekka, Athosbergen – / beweisen, wieviel große Werte bergen / Gebundenheiten an den heil'gen Ort, / in dem der Geist vollendet lebet fort. / Ihr wißt um die Bedeutung unsres Ortes. / Dafür bedarf es keines weitem Wortes; / wißt auch, wieviel an Gottes Schutz gelegen, / an seinem reichen, nimmermüden Segen. / Was diesen Schutz verhindert, sind die Sünden, / die sich wahrhaftig überreichlich finden / achthundert Jahre lang als schwere Ketten. / Wer hilft, aus ihren Banden uns erretten? / Wenn ernst und tief wir alle Sühne leisten, / ist's leicht, des Glaubens froh sich zu erdreisten, / daß Gott den Ort mehr segnet als bisher / zu seiner Mutter Lob und Ruhm und Ehr; / daß er bewahrt ihn vor den Zeitgefahren / zu kommenden recht schweren, harten Jahren / und heil'ge Menschen dort will wachsen

lassen, / die Schönstatt in der ganzen Tiefe fassen. / Die Treue zu dem Orte muß verlangen, / daß mit der Sühne nicht nur an wir fangen; / sie muß zu einer echten Strömung werden, / sonst bau'n auf Sand wir in des Lebens Härten.“

Während der Haft in Dachau verfaßte Pater Kentenich auch zwei längere Abhandlungen über Schönstatt, die eine „Fatima und Schönstatt“, die andere „Schönstatt als Gnadenort“ betitelt. In beiden geht es, wie die Überschriften unschwer erkennen lassen, um das zentrale Thema des Schönstattheiligtums, um die Frage der lokalen Gebundenheit und universellen Fruchtbarkeit der Gottesmutter von ihrem Heiligtum aus, oder anders ausgedrückt: ob hinter dem Gründungsakt vom 18. Oktober 1914 und dem, was daraus folgte, bloß menschliches Denken und Wollen oder eine echte göttliche Initiative steht. Wie bedeutsam diese Frage ist, wie sehr das Schönstattwerk auf Tod und Leben mit dem Heiligtum verbunden und von ihm abhängig ist, machen die Ausführungen deutlich, mit denen Pater Kentenich die zweite Abhandlung eröffnet: „Die Diskussion um Schönstatt stößt früher oder später auf die Kardinalfrage: Ist Schönstatt – sowohl als Ort wie als Lebensgebilde – nachweisbar wirklich das, wofür es sich von Anfang an gehalten hat und was ihm in allen Situationen Stoßkraft gegeben: ein ausgeprägtes Gotteswerk?“ Und er fährt dann fort: „Ich nenne Ort und Lebensgebilde in einem Atemzuge, weil beide unzertrennlich miteinander verbunden sind: Sie sind miteinander geworden und gewachsen und haben immer dasselbe Schicksal geteilt. Was vom Orte ausgesagt wird, gilt gleicherweise auch vom Lebensgebilde.“ Stärker kann man kaum auf die lebensmäßige Einheit von Heiligtum und Werk hinweisen, als es hier geschehen ist. Ist das Heiligtum kein Gnadenort, hat die Gottesmutter hier nicht, wie es in der Gründungsurkunde heißt, ihren Thron aufgeschlagen, dann hat Schönstatt auch kein Recht, sich als ein aus göttlicher Initiative entstandenes Werk aufzufassen. Umgekehrt gilt: Muß man dem Schönstattwerk das Prädikat „Gotteswerk“ zuerkennen, dann ist sein Ursprungsort und Mittelpunkt, das Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter, ein Gnadenort. Für Pater Kentenich gibt es keinen Zweifel, er wiederholt, was er seit 1920 unentwegt gekündet hat: „Schönstatt trägt die drei Kriterien der Gotteswerke an der Stirne: Geringfügigkeit der Werkzeuge und Mittel, Größe der entgegenstehenden Schwierigkeiten, Tiefe, Dauer und Umfang der Fruchtbarkeit.“

#### *Aus dem letzten Lebensabschnitt*

Aus dem letzten großen Lebensabschnitt nach seiner Heimkehr aus Dachau zitieren wir zwei gewichtige Aussagen über das Heiligtum der Mater ter admirabilis. Die erste aus dem Jahre 1949 ist einem Brief an die engere priesterliche Mitarbeitergemeinschaft entnommen. Darin geht Pater Kentenich auf den Ein- und Vorwurf ein, der immer wieder gegen Schönstatt erhoben wurde: Wieso soll Gott gerade in Schönstatt einen Gnadenquell und Gnadenstrom für die Kirche unserer Zeit erschlossen haben. Pater Kentenich begegnet dem Vorwurf, indem er auf das biblische Beispiel von Naaman dem Syrer (vgl. 2 Kö 5) verweist. Naaman fand Heilung vom Aussatz nicht in den fruchtbaren Flüssen

seiner Heimatstadt Damaskus, sondern nur im Jordan, dem Fluß, den Gott ihm durch den Propheten bezeichnet hatte. Die Stelle lautet: „Ungezählt viele andere Menschen und Gemeinschaften mögen mit Lombardi und Cardijn dem Ideal des *mondo nuevo* mit allen Mitteln zustreben: wir einigen uns mit ihnen, wir ringen mit ihnen nicht bloß um die *nova creatura* in Christo Jesu, sondern in Christo Jesu et Maria. Wir haben mit ihnen keine Ruhe, bis wir den alten Menschen mit seinen Gelüsten ausgezogen und den neuen Menschen angezogen haben, der da geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrer Heiligkeit. Mit ihnen nützen wir sorgfältig aus, was der Heilige Geist seit Jahrhunderten durch die Kirche zu dieser Umformung an Hilfsmitteln und Antrieben zur Verfügung stellt. Wir vergessen dabei aber nicht, uns im Sinne unserer Gründungsurkunde ‚im Jordan zu baden‘, das heißt, die Wandlungsgnade von unserer Dreimal wunderbaren Mutter und Königin als besondere Wallfahrtsgnade in unserem Heiligtum zu erwarten und zu erbitten. Frommgläubig nehmen wir ernst, was die Gründungsurkunde ihr in den Mund legt: . . . Ich will *von hier aus* die jugendlichen Herzen an mich ziehen und sie zu brauchbaren Werkzeugen in meiner Hand erziehen.‘ Wir wissen so gut wie alle Christen, daß es viele andere ‚Flüsse‘ gibt, die recht heilkräftig sind. Wir wissen aber auch, was Naamans Diener gewußt hat: Wenn für uns nach Gottes Planung das Jordanwasser in besonderer Weise zu unserer Heilung und Wandlung vorgesehen ist, so baden wir uns mit Vorliebe im Jordan, ohne deswegen jedoch andere hindern zu wollen, anderes Flußwasser vorzuziehen. Die einen mögen nach Fatima, die anderen nach Lourdes und wieder andere nach La Salette pilgern und dort ihr Herz lassen. Auch wir mögen, wenn wir wollen, uns Pilgerzügen dieser Art anschließen. Dabei bleibt aber bestehen: Mit ganz besonderer Vorliebe und mit unerschütterlichem Vertrauen baden wir uns frommgläubig in *unserem* Jordan. Hier ist ja für uns Schönstätter unerschöpfliche Kraft-, Gnaden-, Lebens- und Erneuerungsquelle, zu der wir an allen Tagen immer wieder bauend und vertrauend zurückkehren . . .“

Die zweite Aussage, die hier aus dem letzten Lebensabschnitt Pater Kentenichs angeführt werden soll, findet sich in der Oktoberwoche 1967, der letzten, die er für die Delegierten seiner Schönstattfamilie hielt, und zwar gleich am Anfang im ersten Vortrag der Woche. Er bezeichnet dort den Ort Schönstatt als „heilige Stätte“ und legt dabei wörtlich dar: „Es ist ja die Bündnisstätte . . . , der Ort, wo Himmel und Erde sich 1914 erstmalig und dann fortlaufend in eigenartiger Weise berührt haben. Wir hätten an sich Grund, im Lichte des Glaubens jetzt ein Wort zu hören aus dem Munde des ewigen Vaters, wohl auch aus dem Munde der lieben Gottesmutter: ‚Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land.‘ Wie sieht der Ort aus, auf dem wir stehen? Das Wort Schönstatt assoziiert sofort in unserem Innern unser Heiligtum. Wir haben uns aber daran gewöhnt, nicht nur formell und unmittelbar das Heiligtum darunter zu verstehen, sondern auch den engeren und weiteren Umkreis. ‚Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, wo du stehst, ist heiliges Land.‘ Weshalb heiliges Land? Ob ich hier länger stehenbleiben soll? Heiliges Land schon deswegen, weil auf diesem Land ein heiliger Bund geschlossen worden ist zwischen dem Dreifaltigen Gott und dem Ort und der Schönstattfamilie . . .“

Seit 1914 hat die Gottesmutter, rein menschlich gesprochen, sich an diesem Ort niedergelassen. Zu welchem Zweck niedergelassen? Sie hat uns das selber gesagt — so dürfen wir das Wort der Gründungsurkunde deuten —: Wenn ihr Schönstattkinder das und das tut, wenn ihr also beweist, daß ihr mich wirklich liebt, dann will ich von *hier* aus — das Wort müssen wir immer deutlich akzentuieren — die jugendlichen Herzen an mich ziehen, will sie erziehen zu brauchbaren Werkzeugen in meiner Hand. Worte, die uns allen geläufig sind, Worte, die wir aber immer neu hören können und sollen. Eine heilige Stätte! Weshalb eine heilige Stätte? Weil die Gottesmutter sich hier niedergelassen hat, um von hier aus unsere Herzen, die Herzen der Schönstattkinder, die Herzen aller, die sich gläubig diesem Platz nähern, an sich zu ziehen. Jugendliche Herzen sollen es sein! Das sind Herzen, die immer für das Große, das Göttliche geöffnet sind. Diese will sie an sich ziehen, nicht, um sie bei sich zu behalten, sondern um sie hineinzuführen in das Herz des Heilandes und des Dreifaltigen Gottes . . . Die heilige Stätte ist darüber hinaus auch der Ort, an dem sie uns erziehen will. Was heißt das? Schönstatt — die Erziehungsstätte, die Werkstätte, in der Heilige großgezogen werden sollen gegenüber dem anderen ‚Ideal‘, das wir alle kennen, das von anderer Seite gelehrt und kraftvoll durchgeführt wird: Fabrik des neuen Menschen. So stehen beide einander schroff gegenüber: die Wirkstätte der Heiligen, der Apostel und die Fabrik des neuen Menschen . . . Und wenn das tatsächlich stimmt, daß die Gottesmutter sich 1914 hier niedergelassen, ihren Thron aufgeschlagen, ihre Werkstätte eingerichtet hat, dann dürfen wir sagen: Was sie damals begonnen, hat sie im Laufe der Jahre bis heute in einzigartiger Weise immer vollendeter getan und wird sie weiter tun . . . Noch einmal: An heiliger Stätte! Wir singen ja so gerne unser Familienlied. Wir hören nach jeder Strophe den Refrain: ‚Dies Wunderland ist mir bekannt, / es ist im Taborglanz die Sonnenau, / wo unsre Dreimal wunderbare Frau / im Kreise ihrer Lieblingskinder thront / und alle Liebesgaben treulich lohnt / mit Offenbarung ihrer Herrlichkeit / und endlos, endlos reicher Fruchtbarkeit. / Es ist mein Heimatland, mein Schönstattland.‘ . . . Worauf es mir hier ankommt, ist das eine Wort: ‚Es ist mein Heimatland.‘ Wo ist mein Heimatland? Das sollte für uns alle das Schönstattland sein, Heimat meiner Seele! . . . Warum? Weil all das, was an dieser heiligen Stätte ist, all das, was zu dieser heiligen Stätte hinpilgert, all das, was von innen heraus um diese heilige Stätte kreist, eine Kolonie des Himmels ist, mein Heimatland!“

Schließen wir unsere Darlegungen ab! Wie schon einleitend zum ersten Teil unseres Beitrages bemerkt, konnte es hier nicht darum gehen, das umfangreiche Thema, das mit der Überschrift „Gründer und Heiligtum“ angesprochen ist, erschöpfend zu behandeln. Es sollte nur ein allererster Versuch gemacht werden. Spätere Darstellungen werden weit mehr Material heranziehen, werden gründlicher und systematischer verfahren und dadurch die Wirklichkeit, um deren Erkenntnis es uns zu tun war, besser beleuchten und erhärten. Eines dürfte jedoch bereits aus dem hier ausgebreiteten Stoff deutlich geworden sein: Pater Kentenich, sein Auftrag und sein Werk, das Schönstattwerk, sind mit dem Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter in Schönstatt innigst verbunden. Die Geschichte des Heiligtums ist, wie Pater Kentenich schon 1927 darlegen konnte, die Ge-

schichte des Werkes und umgekehrt. Ein weiteres hebt sich aus unserer Darstellung klar hervor: Was sich Pater Kentenich 1914 und in den folgenden Jahren zunächst nur allmählich als göttliche Planung enthüllte, wofür er in den besten Jahren aus Überzeugung bis zum Einsatz seines Lebens eintrat, das kündigte er im hohen Alter, rückblickend auf mehr als fünfzig Jahre gesegneten Wirkens, als dankbar erfahrene Gewißheit und Gnade: die Gottesmutter hat sich im Heiligtum von Schönstatt niedergelassen; sie hat von hier aus eine inzwischen die Welt umgreifende Wirksamkeit entfaltet; das Heiligtum ist ihr Gnadenort. Diese Gewißheit gab ihm den Mut, der Schönstattfamilie acht Tage vor seinem Heimgang eine Losung zuzurufen, deren unerschütterliche Zuversichtlichkeit sich heute nicht von selbst versteht: „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit!“

# Heimkehr 1945

Von Josef Fischer

## Vorbemerkung:

In diesen Wochen werden es 25 Jahre, daß der Zweite Weltkrieg sich in Europa seinem Ende näherte. Am 7. Mai 1945 wurde in Reims die Kapitulation der deutschen Wehrmacht unterschrieben, und am 9. Mai trat sie in Kraft. Auch die Schönstattfamilie blickt in diesem Zusammenhang auf bedeutsame Ereignisse ihrer Geschichte zurück, die sich im Frühling 1945 zutrug: so auf den 25. März 1945, den Tag, an dem die nationalsozialistische Herrschaft im Raume Schönstatt zu Ende ging und die Front über Schönstatt hinwegrollte, ohne dem Heiligtum der Dreimal wunderbaren Mutter Schaden zuzufügen; ferner auf den 6. April 1945, an dem der Gründer des Schönstattwerkes unversehrt die Hölle von Dachau verlassen konnte, und schließlich auf den 20. Mai, den Pfingstsonntag 1945, an dem Pater Kantenich nach Schönstatt heimkehrte.

Von diesen Ereignissen soll im folgenden berichtet werden, und zwar an Hand von zwölf Originaldokumenten, die über die jeweiligen Vorgänge von Augenzeugen bzw. nach Mitteilungen von Augenzeugen angefertigt wurden. Alle Dokumente sind von Pater Josef Fischer gesammelt und seinen Dachau-Erinnerungen eingefügt worden. Im einzelnen handelt es sich um die folgenden Texte (die Namen der Verfasser werden in Klammern genannt):

- Nr. 1: Die Front geht über Schönstatt hinweg (Vikar Kaiser, Chroniknotizen 1939—1945),
- Nr. 2: Die gleichen Tage in Dachau (P. Fischer),
- Nr. 3: Entlassung der ersten Gruppe deutscher Priester aus Dachau am 27. März 1945 (P. Fischer),
- Nr. 4: Pater Fischer erfährt die Entlassung Pater Kantenichs am Morgen des 6. April 1945 (P. Fischer),
- Nr. 5: Entlassung Pater Kantenichs aus dem Konzentrationslager, erste Schritte in der Freiheit (Pfr. Kostron),
- Nr. 6: Aufenthalt Pater Kantenichs im Kloster Schönbrunn; Rektor Dresbach, der am 4. April entlassen worden war, holt Pater Kantenich am 7. April nach Freising (P. Fischer),
- Nr. 7: Fahrt Pater Kantenichs und Rektor Dresbachs von Freising nach Ulm (P. Fischer),

- Nr. 8: Rektor Dresbach, der in Ulm erkrankt war, gesellt sich wieder zu Pater Kentenich, der sich von Ulm über Ehrenstein am 19. April zu Pfarrer Kulmus nach Ennabeuren begeben hatte (Rektor Dresbach),
- Nr. 9: Ankunft Pater Menningens und seines Bruders, die mit dem Auto auf die Schwäbische Alb gekommen waren, um Pater Kentenich nach Schönstatt zu holen, am 17. Mai 1945 (Rektor Dresbach),
- Nr. 10: Vorbereitung und Verlauf der Fahrt von Schönstatt zur Schwäbischen Alb (P. Menningen),
- Nr. 11: Heimreise von Ennabeuren nach Schönstatt (Auszüge, Rektor Dresbach),
- Nr. 12: Ankunft Pater Kentenichs in Schönstatt am 20. Mai 1945 (Bericht einer Marienschwester).
- Die Redaktion

1.

Am 10. März lagen die Rheinstraßen nördlich und südlich Vallendar zum erstenmal unter Maschinengewehrfeuer. Artillerieeinschläge hörten wir von den Nachbarorten seit dem 8. März. Alle Rheinbrücken in Koblenz und Neuwied waren gesprengt. Bei einem heftigen Granatfeuer auf Vallendar am Abend des Sonntags Laetare (11. März) und in der folgenden Nacht gingen zum erstenmal Granaten in der Nähe Schönstatts nieder. Am folgenden Tage wurden dann Häuser im Gilgenborn in der Nähe der Wildburg durch Granaten zerstört. Ein Mädchen fand den Tod dabei.

Am Abend des 12. März wurde plötzlich bekanntgegeben, daß Vallendar am folgenden Morgen um 8 Uhr mit allen Orten des Landkreises Koblenz, die links des Rheines lagen, geräumt werden müsse. Am Nachmittag des folgenden Tages wurde der Befehl wieder aufgehoben bzw. auf längere Zeit verschoben.

So waren wir am 12. März in großer Sorge um den Ort Schönstatt. Wie lange die Westmächte noch brauchten, um von dem damals noch kleinen Brückenkopf von Linz (gegenüber Remagen) nach hier zu kommen, wie heftig sich die Frontnähe von jenseits des Rheines her auswirken würde und wie die Ernährungsfrage sich gestalten sollte, wußten wir nicht. Unsere Freude war aber doch groß, als das Evakuierungsgebot praktisch aufgehoben wurde, wenn es auch formell weiter bestand. Für den größten Notfall kam uns der geräumige, unter der Erde gelegene Luftschutzkeller unter dem Chor der Hauskapelle zustatten, der vor zwei Jahren gebaut wurde.

Am 15. März wurden alle Lazarette aufgehoben. Die großen roten Kreuze blieben aber. In den nächsten Tagen wurde unser Bundesheim Verbandsplatz, der bis zum Einmarsch der Amerikaner blieb.

Am Abend des 15. März und in der folgenden Nacht gingen in Schönstatt viele Granaten nieder. Das Bundesheim, Sonneck und Marienfried verloren mehrere Scheiben und einzelne Splitter drangen in die Häuser ein. An der Nordostecke des Bundesheimes ging neben der St.-Josefs-Grotte eine Granate nieder, wodurch an der Ostseite des Hauses

ca. fünfzig Scheiben eingedrückt wurden. Am meisten hatte aber das Haus Marienfried gelitten. Ob man bei diesen und auch bei den folgenden Angriffen die Straßen nach Höhr und Hillscheid bestreichen wollte oder ob man die Artilleriestellung hinter dem Bundesheim in der Nähe des Wandhofes im Auge hatte, ist uns nicht klar.

Wir hatten schon eine Novene beschlossen, die wir halten wollten zur Seligsprechung Josef Englings und die zum Tage der Verkündigung Mariens (25. März) schließen sollte. Wir begannen sie am folgenden Tage. Am Fest des hl. Josef haben wir dann nach einer Ansprache P. Kastners unser Bundesheim erneut an die Mta „verkauft“, wie es schon am Fest Mariä Opferung 1940 in feierlicher Form erfolgt war. Auch haben wir das Studienheim mithineinbezogen, soweit wir das konnten, denn der Mietvertrag mit der Regierung ist auch nach dem Wortlaut der Abmachungen sofort erloschen, wenn das Studienheim nicht mehr zu den vorgesehenen schulischen Zwecken verwandt wird. Die Vertreter all unserer Häuser waren zu dieser Feierstunde eingeladen und erschienen . . . Zum erstenmal haben wir wieder im Gnadenkapellchen die Schönstathymne „Breit um uns deinen Mantel“ mit dem Kehrvers „Wir werden nicht untergehn“ gesungen. Wir brauchten die Bedrohungen der Gestapo nicht mehr ernstlich zu fürchten.

Die Anbetungsschwestern konnten schon in diesen Tagen ihre Arbeit für die Wehrmacht einstellen, so daß sie wieder besser dem Chorgebet obliegen konnten. Oft genug mußte das Allerheiligste in den Keller getragen werden. Dann verrichteten die Schwestern dort ihr Chorgebet und hielten dort die nächtliche Anbetung. Tagsüber wichen die Schwestern auch nicht bei der allergrößten Gefahr von ihrem Ehrenposten im kleinen Heiligtum. Das war und blieb der sicherste Luftschutzkeller bzw. Granatenschutzkeller.

Auch in der Nacht zum 21. März fielen viele Granaten in Schönstatt. Eine traf den First des Bundesheimes im Westflügel. Ungefähr 20 qm des Daches wurden aufgerissen und die darunter liegenden – leeren – Schlafzellen beschädigt. Aber schon das oberste Stockwerk (Mansardenzimmer) erlitt keinen nennenswerten Schaden mehr. Alle anderen Granaten richteten aber nur verhältnismäßig wenig Schaden an. Einige Scheiben wurden zertrümmert. Vor dem Treppenaufgang des Bundesheimes – neben der Hillscheider Straße – wurden die Grünanlagen beschädigt.

Am Spätnachmittag des Festes der Sieben Schmerzen Mariens (23. März) ging ein schwerer Granatenhagel auf Schönstatt und einzelne Stellen in der Stadt nieder. Es ist fast als ein Wunder zu bezeichnen, daß keines unserer Häuser getroffen wurde. Das Bundesheim, das Schloßchen und Sonneck verloren nur einige Fensterscheiben. In der Stadt gab es einige Tote.

In den frühen Morgenstunden des Palmsonntags und Tages der Verkündigung Mariens, nachdem wir die Novene zu Josef Engling am Tag vorher beschlossen hatten, drangen die Amerikaner von Bendorf und Weitersburg her gegen die Stadt vor. Kurz vor Mittag setzte ein heftiges Artilleriefeuer auf Vallendar ein, das manche Zerstörungen brachte. Tote gab es unter der Zivilbevölkerung nicht. Sonneck verlor durch Granaten, die in der Nähe platzten, wieder einige Scheiben. Ebenso erging es der Wildburg. Während des

Beschusses waren viele Schwestern im Gnadenkapellchen. Sie glaubten, sich nicht mehr nach draußen begeben zu dürfen. Sie sangen „Breit um uns deinen Mantel“, „Meersterne, ich dich grüße“ und beteten „Unter deinen Schutz und Schirm“, und dann nahm das Feuer ein Ende.

Gegen Abend war ein größerer Teil der Stadt in den Händen der Amerikaner. Die amerikanische Artillerie stand auf der uns benachbarten Weitersburger Höhe, so daß die deutsche Artillerie auf dem Wandhof sich absetzte. In Vallendar waren nur wenige Truppen. Diese waren aber sehr verwegen, erst recht der Befehlshaber. Dazu erwartete man jeden Augenblick in diesem Frontabschnitt zwei Panzerdivisionen, die die Amerikaner über den Rhein zurückwerfen sollten. Unverständlich aber war für die Kampftruppe schon der Befehl, die Munition bis auf einen kleinen Rest zurückzubefördern. Das war schon am Nachmittag geschehen. Vor dem Schlafengehen hörten wir dann noch, daß man am folgenden Morgen von Schönstatt aus einen Gegenstoß gegen Vallendar machen wolle und daß darum die Hauptkämpfe am Montag sein würden. Die größte Bedrohung aber hatte das Haus Sonneck. Im Keller des Hauses hatte man die Befehlsstelle untergebracht. Ein Glück war es, daß die Amerikaner das nicht erfahren haben, als Spähtruppen von der Weitersburger Höhe in die nächste Nähe des Hauses kamen. In der Nacht blieb auf beiden Seiten alles ruhig, da die Deutschen ihre Munition für den kommenden Tag aufsparen mußten. Die Amerikaner hatten sich aus der Stadt wieder zurückgezogen.

Die Entscheidung für den Ort Schönstatt erfolgte dann dadurch, daß in dieser Nacht zum Montag um 2 Uhr der Befehl zum sofortigen Rückzug für die Deutschen kam, weil man in Gefahr sei, eingekesselt zu werden. Nur der Weg über Simmern sei noch zum Rückzug frei. So konnten am anderen Morgen die Amerikaner unbehindert Vallendar und Schönstatt besetzen.

Um 9 Uhr dieses Montags kam dann die erste und letzte deutsche Granate nach Schönstatt. Sie explodierte in dem Birnbaum an der Südwestecke der Wasserburg. Die Wasserburg verlor dabei einen Großteil der Fensterscheiben. Das Gnadenkapellchen blieb aber ganz unversehrt. Überhaupt hat das Kapellchen bei all dem Bomben- und Granatenhagel nicht den allergeringsten Schaden erlitten. Es ist keine Scheibe gesprungen und auch an der Bedachung ist nichts zersplittert. Alle unsere Häuser haben nur einen verhältnismäßig kleinen Schaden erlitten, haben zusammen zwei- bis dreihundert Scheiben verloren. Das Bundesheim hat einen Treffer im Dachraum bekommen. Marienfried hat außer den Fensterrahmen auch einige Risse in den Wänden und Decken, die sich aber leicht beheben lassen. Mit großem Dank gegen unsere Dreimal wunderbare Mutter und Königin dürfen wir demnach feststellen, daß Schönstatt als Ort weder durch die Bedrohungen der Gestapo noch durch das Kriegsgeschehen versehrt worden ist. So ist Schönstatt dem Werk der Mta erhalten.

2.

Am 25. März war Schwester M. in Dachau bzw. Hebertshausen. Danach kam kein Besuch mehr. Sie brachte auch die letzten Nachrichten von Schönstatt mit. Herr Pater be-

merkte einmal, daß er aus Schönstatt am 19. März die letzte Mitteilung — offenbar durch den Besuch von Schwester M. — am 25. März erhalten habe. So waren wir in Dachau nun des ernstesten Kriegsgeschehens wegen auch in banger Sorge. Herr Pater hatte für eine Novene zum 25. März ein feines Gebet verfaßt. Er sagt, daß es ganz aus seiner eigenen Initiative geformt worden sei. Das war bei Herrn Pater immer so: Wenn alle menschlichen Stützen versagten, dann fühlte er sich gedrängt, sich mit großem Vertrauen an die liebe Gottesmutter zu wenden. Wir beteten es als Novene zum Feste Mariä Verkündigung. Es ist das in „Himmelwärts“ veröffentlichte Gebet „Halt das Zepter in der Hand“. Am 25. März, am Schlußtag unserer Novene, hatten Herr Pater, Kaplan Dresbach und ich auch die Zuversicht, daß Schönstatt nun befreit und unversehrt geblieben sei. Am Abend, nach der Weihe unserer italienischen Schönstattpriester, gingen wir noch auf der Lagerstraße auf und ab.

### 3.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel raste durch das Lager die Parole: „Alle deutschen Priester werden entlassen!“ Wir waren gegen Lagergerüchte skeptisch. Jahrelang brachten sie nur Unruhe. Sie kamen und gingen wieder unter. Sie brachten Hoffnung und im Gefolge Enttäuschung. Auch Herr Pater selbst hatte noch vor kurzem trotz seiner Hoffnung auf Freiheit darauf hingewiesen, daß wir mit allem rechnen müßten, selbst mit der Hingabe des Lebens, und schon des öfteren hatten wir auch von der SS Bemerkungen gehört wie: „Wenn wir abtreten müssen, dann könnt ihr zuerst mit dem Tode rechnen.“ Da ging es auf einmal durch den Block: „Achtung! Alles fertigmachen, SS kommt!“ Aufregung gibt's. Die Kochtöpfe verschwinden aus dem Ofen, sie werden versteckt. Und schon waren einige SS-Männer in Stube 2 und kamen auch zur Stube 3. Jetzt erklingt der Ruf „Achtung!“ Alle springen auf, nehmen Haltung an. Namen werden aufgerufen und der Befehl erteilt: „Alle Genannten Sachen packen, fertigmachen!“

Die Aufgeforderten packen ihre Sachen und entfernen sich mit der SS. Jedoch die erste Reaktion bei ihnen war Bestürzung. Keiner wußte, um was es ging, und manche Vermutungen stiegen in den Köpfen auf . . . Man fragte sich: „Geht es zum Transport? Geht es zur Exekution, geht es zum Erschießen?“ Die Ausgewählten wurden zunächst kreidebleich ob dieser Ungewißheit, denn gerade zu dieser Zeit hatte niemand an Entlassung gedacht. Die Lage hellte sich jedoch bald auf, als der Blockälteste, Prälat Friedrichs, kam und voll Freude mitteilte, die Herausgeholtten seien wirklich entlassen, was auch der Blockschreiber später bestätigte. Es verbreitete sich sogar die Nachricht, diesen Entlassungen sollten in Zukunft noch weitere folgen. Und so geschah es. In den kommenden Tagen der Karwoche, am Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, wurden erneut Häftlinge frei. Bis Ostern war die erste Liste der Gefangenen abgewickelt.

Das Fest des Auferstandenen weckte neue Hoffnung. Siegesgewisser Osterjubiläum brach durch. Mit einem französischen Abt feierten wir in diesem Jahr das Pontifikalamt und hörten seine Predigt.

Unter dem Eindruck der Entlassungen hielt Herr Pater am Ostermontag Geisteserneuerung im Werkzeugkreis. Von jeher knüpfte er gern bei solchen Gelegenheiten an die Situation an. Sie war nun gekennzeichnet durch die Entlassung, und deshalb prägte er den Leitgedanken: „Procedamus in pace, in nomine Domini et Dominae nostrae, Matris ter admirabilis! Lasset uns ziehen in Frieden, im Namen des Herrn, im Namen unserer Herrin, der Dreimal wunderbaren Mutter!“

Am 4. April, dem Mittwoch in der Osterwoche, gingen die Entlassungen weiter. Während in der Karwoche die Entlassungen ohne System durcheinander erfolgten, war in dieser Woche ein Schema zu erkennen: die Entlassungen erfolgten in alphabetischer Ordnung. Am Mittwoch waren die Buchstaben A, B und C daran. Von jedem Buchstaben wurden etwa die Hälfte der Namen aufgerufen, die anderen fielen bei der Entlassung durch. Diesmal hatte Pfarrer Ludwig Bauer aus unserem Händekreis Glück. Am nächsten Tag, dem Donnerstag in der Osterwoche, war Kaplan Dresbach aus dem Herzkreis bei den Aufgerufenen. Er konnte sich schon vorher darauf einstellen, denn am Gründonnerstag oder Karfreitag war ihm nach dem Zählappell von einem Häftling die Mitteilung gemacht worden – nach Zusicherung strengen Stillschweigens – er werde bei der zweiten Liste entlassen. Ein junger Franzose, der in der politischen Abteilung arbeitete, hatte dieses zweite Verzeichnis dort liegen sehen und unter den vielen fremden Namen drei im Gedächtnis behalten, darunter auch den Namen Dresbach.

Am nächsten Tag, dem Freitag in der Osterwoche, zugleich Herz-Jesu-Freitag, wurden Herr P. Kantenich und Kaplan Kostron entlassen.

4.

Der 6. April ist da. Diesmal greift Herr Pater schon vor dem Appell zu Rasierpinsel und Rasierapparat. Sonst durfte der Bart schon einmal ruhig ein paar Tage stehen. Wie gewöhnlich ziehen wir in Zehnerreihen aus zum Appell. Wir stehen auf dem Appellplatz. Das Kommando kommt: „Stillgestanden! Mützen ab!“ Der Blockführer zählt die Reihen durch. Es stimmt. Dann wieder Kommando: „Mützen auf! Rührt euch!“ Neugierig schauen die gefangenen Priester sich um, ob die Entlassungen weitergehen. Kommt etwa der Lagerschreiber? Ja, er kommt und diktiert dem Blockschreiber die Namen der Entlassenen. Einige der Glücklichen werden aufgerufen. Es sind diejenigen, die in einem Arbeitskommando außerhalb des Lagers schaffen. Herr Pater ist bekanntlich auf dem Innenkommando Desinfektion, seinem ersten und einzigen Kommando, tätig. Priester aus solchen Kommandos dürfen erst später auf die Mitteilung rechnen.

Wir Schönstätter, aber auch viele andere, waren am Morgen dem 6. April gespannt, ob Herr Pater bei den Entlassenen sei. Nach den Berechnungen kam diesmal der Buchstabe K an die Reihe. Manche Nichtschönstätter bemerkten: „Wenn P. Kantenich entlassen wird, dann dürfen wir alle mit der Freilassung rechnen, denn er gilt bei den Nazis als Schwerverbrecher.“ Kritische Geister wollten festgestellt haben, daß man nur leichtere Fälle entlasse. Ein paarmal setzte ich an, um aus der Reihe zu treten und beim Blockschreiber

zu fragen, wie es mit Herrn Pater bestellt ist. Endlich wage ich es, und wirklich — welche Freude, als er mir sagte: „Ja, Herr Pater Kentenich ist auch dabei, aber bitte das nicht zu laut sagen!“ Er sollte die Entlassenen der Innenkommandos noch nicht bekanntgeben. Schnell bahnte ich mir den Weg zu Herrn Pater, der wie gewöhnlich ganz ruhig zur Zeit des Appells dasteht. Freudestrahlend sage ich zu ihm: „Herr Pater, Sie sind entlassen!“ Ganz ruhig fragt er zurück: „Josef, stimmt das auch?“ Ich kann ihm nur sagen: „Der Schreiber hat es mir mitgeteilt, dann wird es schon stimmen.“ „Gut“, antwortete Herr Pater, „dann kannst du gleich zum Packen kommen.“ Ganz ruhig und gelassen bleibt Herr Pater dabei. Was aber mag in ihm vorgegangen sein? Der große, so lange erwartete, von so vielen heiß ersehnte, durch soviel Gebet und Opfer von der Dreimal wunderbaren Mutter von Schönstatt durch alle Schönstattkinder erbettelte Tag war gekommen. Es war der Herz-Jesu-Freitag im April, der 6. 4. 1945, etwa 6 Uhr morgens. Wenzeslaus (Soukup) und ich helfen Herrn Pater die Sachen packen und alles, was er zurücklassen wollte, entsprechend verteilen. Bald geleiteten wir ihn zum Revier zur Schlußuntersuchung, wo wir uns verabschiedeten. Gott sei Dank! Maria sei Dank! Herr Pater ist der Hölle von Dachau entronnen!

5.

Im Revier mußten wir auf dem Gang warten. Einzeln wurden wir dann in ein Büro gerufen, wo wir unterschreiben mußten, daß wir gesund seien und uns keine Krankheit zugezogen hätten, die uns berechtigte, eine Rente zu beziehen. Während wir so auf dem Gang standen, sah ich, wie Herr Pater dem uns begleitenden SS-Mann eine Schachtel Zigaretten zusteckte. Dieser nahm sie ohne weiteres an. Das war ein gutes Zeichen. Es ließ vermuten, daß er mit der Kontrolle unserer Privatsachen nicht allzu streng verfahren werde. Tags zuvor hatte nämlich ein anderer SS-Mann, genannt „der gestiefelte Kater“, den zu Entlassenden die Privatsachen ganz genau durchgestöbert. Da wir noch so allherhand aus dem Lager mitzunehmen hatten, war die gute Stimmung des SS-Mannes schon wünschenswert.

Vom Revier ging es zum Effektenraum. Alles, was wir noch vom Lager hatten, mußte jetzt abgegeben werden. Wir warfen die Kleider und die übrigen Dinge auf einen Haufen. Dann ging es die Treppen hinunter in den Keller dieser Abteilung. Dort war auf einem großen Tisch alles hergerichtet für jeden einzelnen: Wäsche, Kragen, Schlips, Taschentücher, sogar eine Brieftasche. Wir probierten; es paßte. Ich half Herrn Pater noch, Kragen und Schlips anlegen. Nach einigem Ausprobieren fand er auch einen dunklen Anzug. Darauf gingen wir wieder nach oben. Ein SS-Mann, der Leiter der Effektenkammer, überreichte uns das Geld, das wir auf dem Konto hatten. Ein Häftling der Kantine zahlte uns den Betrag aus, den wir auf dem Kantinenkonto stehen hatten. Dann machten wir unsere Privatsachen fertig.

Sobald alle fertig waren, schritten wir durch das erste Lagertor zur Politischen Abteilung. Der Gestapomann K. teilte uns mit, daß wir entlassen würden. Er las uns die Bestimmungen vor, nichts aus dem Lagerleben draußen zu erzählen. Wir unterschrieben diesen

Befehl, dann erhielten wir der Reihe nach den Entlassungsschein. Der Gestapobeamte fragte uns noch, ob wir das Geld zur Heimfahrt hätten. Dann gingen wir zurück ins Lager. Es begann inzwischen zu regnen. Wir wurden in die Küche geführt, immer begleitet von dem SS-Mann. Wir bekamen Mittagessen, obwohl es erst gegen halb neun war. Keinem von uns schmeckte das Essen. So waren wir bald fertig. Wir erhielten noch Marschverflegung für zwei Tage. Jetzt war es endlich soweit. Wir gingen zurück zum Effektenraum, nahmen unsere Pakete, und dann öffnete sich für uns das erste Lagertor. Ungefähr dreihundert Meter weiter kamen wir zum zweiten Lagertor. Der SS-Mann führte uns hindurch und ging noch ein Stück mit. Er sollte bis zum Bahnhof mitgehen, aber da es regnete, sagte er, wir sollten nun allein weitergehen. So waren wir also frei. Es war gegen neun Uhr.

Da die anderen ziemlich rasch dem Bahnhof zueilten, blieb ich zurück und ging mit Herrn Pater. Wir sprachen nicht allzu viel. Das Herz war zu voll. Herr Pater fragte mich, wohin ich gehen wolle. „Nach Freising“, antwortete ich. Er jedoch wollte nach dem Schwesternkloster Schönbrunn. Zunächst möchte er aber den Herrn Pfarrer Pfanzelt von Dachau besuchen. Bei einer Straßenkreuzung fragten wir deshalb eine ältere Frau, wo es zum Pfarrhaus gehe. Sie zeigte uns den Weg und fragte uns erstaunt, ob wir etwa aus dem Lager kämen. Als wir es bejahten, fing sie an, uns zu bedauern. Wir jedoch wollten uns nicht aufhalten lassen. Herr Pater ging aber noch nicht gleich zum Pfarrhof, sondern zuerst zum Bahnhof, um sich zu erkundigen, wann der nächste Zug nach Schönbrunn fuhr. Auf dem Bahnhof trafen wir die anderen und dazu noch P. Pies, der vor einigen Tagen entlassen worden und nun in München war. Er erzählte uns, was Kardinal Faulhaber unternommen habe, um den entlassenen Geistlichen zu helfen.

Der Zug von Herr Pater fuhr erst gegen drei Uhr. So hatte er noch genügend Zeit, nach Dachau zum Herrn Pfarrer zu gehen. Ich verabschiedete mich von ihm, da mein Zug schon um 11 Uhr fuhr. Zunächst fuhr ich nach Freising, brachte P. Quirnbach und Kaplan Dresbach die frohe Kunde von der Entlassung Herrn Paters. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt. Manche meinten sogar, Herr Pater sei schon in Freising. Deshalb kamen allerlei Anfragen. Die Freisinger wollten unbedingt, daß Herr Pater dorthin käme.

## 6.

Nach dem Besuch des Pfarrers von Dachau begab sich Herr Pater nach dem nahegelegenen Kloster Schönbrunn. Auf die Wahl dieses Ortes kam er wohl durch Herrn Pater Wimmer, der auch bei uns im Lager Dachau gefangen war. Er machte in unserem Schönstattkreis recht eifrig mit. Er gehörte zur sudetendeutschen Gruppe von Herrn Kaplan Kostron. Herr P. Wimmer war früher einmal Spiritual in Schönbrunn. Da die Entlassenen noch nicht an eine Heimfahrt denken konnten, weil der Krieg noch nicht zu Ende war und die Front mitten durch die deutschen Lande ging, mußten sie sich vorerst mit einem anderen Orte begnügen. So hat Herr Pater offenbar Schönbrunn gewählt, das ihm von Herrn P. Wimmer empfohlen war. Er wollte sich dort von der Vorsehung zeigen lassen, was der göttliche Wille nun mit ihm vorhatte.

Herr Kaplan Kostron benachrichtigte inzwischen Herrn Kaplan Dresbach von Herrn Paters Aufenthalt. Herr Kaplan Dresbach war nach Freising gegangen auch aus dem Grunde, um Herrn P. Quirnbach und der Schönstattfamilie dort zu danken für alles, was sie uns in Dachau in der Gefangenschaft an Wohltaten erwiesen hatten. Viele Pakete waren ja aus Freising gekommen. Nun aber ließ sich Herr Kaplan Dresbach nicht mehr länger halten. Er ging noch am selben Abend nach Schönbrunn zu Herrn Pater. Der Weg dorthin führte nahe am Lager vorbei. Am Abend gegen 10 Uhr traf er in Schönbrunn ein. Herr Pater hatte sich schon zurückgezogen. Auf die Nachricht von der Ankunft Herrn Kaplan Dresbachs machte er sich noch einmal fertig zum Empfang im Sprechzimmer. Es wurde an jenem Abend überlegt, was besser sei, hier zu bleiben oder nach Freising zu fahren. Es wäre sicher schön gewesen, in Schönbrunn noch ein wenig zu verweilen und der Ruhe zu pflegen. Doch schließlich kamen sie zu dem Ergebnis, nach Freising aufzubrechen. Am anderen Morgen zelebrierten Herr Pater und Kaplan Dresbach gleichzeitig in der geräumigen Anstaltskirche an zwei großen Barock-Nebenaltären. Es war Herrn Paters erste Messe in der Freiheit. Am Nachmittag brachen dann beide nach Freising auf. Verschiedene Gedanken beschäftigten beide, vor allem die Frage: Wie mag es Schönstatt ergangen sein in den Tagen, da die Front darüber hinwegging? Man hatte ja keine Nachricht. Die Sehnsucht, zu dem geliebten Schönstatt zu kommen, war groß. Vorerst jedoch bestand keine Aussicht. Doch der Plan war gemacht, möglichst nahe der Front zu kommen, die Front über einen hinweggehen zu lassen und sich dann so bald wie möglich, auch unter den größten Schwierigkeiten, nach Schönstatt durchzuarbeiten. Auf der Fahrt nach Freising hatten beide noch recht langweilige Aufenthalte, so daß sie erst verspätet gegen Abend bei Herrn P. Quirnbach eintrafen.

7.

Am Samstag, dem 14. April, unternahm man die Fahrt nach Ulm. Der Zug hatte zunächst einmal Verspätung und dann in München einen langen Aufenthalt. Es war schon abends dunkel geworden, als in München-Pasing der Zug nach Ulm bestiegen werden konnte. Verständlicherweise gab es in diesen Tagen wenig Zivilisten, die eine so weite Reise nach der Front hin wagten. Außer einer Krankenschwester waren Herr Pater und Herr Kaplan Dresbach die einzigen Fahrgäste in ihrem Abteil. Herr Kaplan Dresbach waltete noch einmal seines Amtes als Speisemeister wie in Dachau und machte Butterbrote. Dann legten sie sich zum Schlafen nieder. Der Zug hielt wohl einige Male an, fuhr aber ohne jede Störung weiter bis Ulm. Morgens um 5 Uhr kamen sie im Bahnhof Ulm an. Nachmittags um 5 Uhr hielt Herr Pater im Guten Hirten in Ulm einen Vortrag, bei dem vor allem die weibliche Schönstattjugend und die Liga aus Ulm und Umgebung zugegen war.

8.

Auf Wunsch des Herrn Paters fuhr ich in die Schwäbische Alb nach Stetten hinaus, und nachdem die Front über uns hinweggerollt und das Dritte Reich für uns zu Ende gegangen war, gelang es nach verschiedenen Anstrengungen, daß ich mit dem Rad über

Ulm nach Ennabeuren fahren konnte, wo ich gegen Abend des ersten Maitages bei Schnee und Sonnenschein anlangte. Auf der Pfarrwiese zwischen Pfarrhaus und Kirche wandelte kein anderer als unser Herr Pater. Der Tag hatte aber auch noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß ich zum ersten Male nach den langen Jahren der Verbannung Marienschwestern in Tracht gesehen und ebenfalls zum ersten Male eine Maiandacht in einem richtigen Mta-Kirchlein erlebte, und in der Andacht predigte Herr Pater. Man fühlte sich schon einfach daheim.

Herr Pater hielt nun etwa drei Wochen lang für die Gemeinde täglich ein oder zwei Vorträge. Es war praktisch eine richtige Mission. Über Dachau hat er nie viel erzählt. Das überließ er seinen Mitbrüdern. Aber er zog aus den hinter uns liegenden Erlebnissen viele Lehren und Einsichten, die er zwar vorher auch schon gehabt hatte, die aber nunmehr durch eine reiche persönliche Erfahrung vertieft und bestätigt worden waren. Mehrere Tage sprach er auch über den Rosenkranz als ein hervorragendes Mittel, die Zeitschwierigkeiten zu lösen. Wie einfach, klar und leicht verständlich sprach er zu den schlichten, biedereren Bauersleuten! Sie alle sahen ihn als ihren „Herrn Pater“ an. Man schätzte sich überaus glücklich, ihn so lange im eigenen Dorf beherbergen zu können.

Mit dem 6. Mai hörte endlich der Winter auf und das Maiwetter fing an. Am gleichen oder am vorhergehenden Abend ist es gewesen, daß ich noch spät heimkam und Herrn Pater auf der Pfarrwiese traf. Mit großer Energie erklärte er, daß wir nunmehr alle Hebel in Bewegung zu setzen hätten, um unsere Heimkehr nach Schönstatt sobald wie möglich verwirklichen zu können. Von diesem Abend an wurde in der Tat keine Möglichkeit unbeachtet und unbenutzt gelassen. Damit begannen wir gleich am folgenden Tage.

9.

Die ursprünglich vorgesehene Abfahrtszeit war soeben überschritten. Herr Pater war gerade dabei, seine Alpläne zu entwickeln, als wir unten vor dem Pfarrhaus ein Auto heranbrausen und halten hörten. Ein Auto auf der Straße ist ja im allgemeinen nichts Außergewöhnliches mehr und sollte keineswegs im Stande sein, eine so lebhaftere Unterhaltung, wie sie oben im Pfarrhaus eben im Gange war, auch nur ins Stocken zu bringen. Diesmal aber hatte es die Aufmerksamkeit der Tischrunde aus noch unerklärlichen Gründen mit einem Schlag auf sich gelenkt. Man spürte: Was da unten vor sich geht, gilt diesem Hause. Sofort erhob sich Herr Pfarrer B., trat ans Fenster und schaute hinaus. Meine eigene Neugier gestattete mir nicht, sein verblüfftes Gesicht zu beobachten. Jedenfalls spürten wir alle: Da ist mehr als bloß irgendein Auto. Nach ein paar Sekunden stand auch Herr Pfarrer K. auf, ging ebenfalls zum Fenster und blieb in der gleichen Weise dort stehen. Wäre die Spannung nicht so groß und immer größer geworden, man hätte an Lots Weib denken können, das bei einem gewissen Anblick zur Salzsäule erstarrt ist. Ohne einen klaren Willensakt zu setzen, lediglich aus einem inneren Drängen heraus, erhob auch ich mich, um ans Fenster zu gehen, und was ich da unten sah, brachte mich in große Verwirrung, in deren Mitte mir eines ganz klar wurde: Der Mann da

unten in der Mitte mit der Armbinde eines Militärgeistlichen hatte eine kolossale Ähnlichkeit mit Herrn P. Menningen. Der Gedanke aber, daß er es wirklich selbst sein könnte, der kam mir nicht. Dieser Mann also tat nichts Geringeres, als mit seinen Händen in der Luft herumzufucheln, und wie aus nebelhafter Ferne drangen seine Worte an mein Ohr: „Ist Herr Pater da?“ In diesem selben Augenblick zeigte sich hinter uns Herr Pater am Fenster. Da schmetterte von unten her ein Jauchzer, die Wagentür flog auf und auf der Treppe trampelte ein Lärm herauf, und schon standen die beiden Brüder Menningen leibhaftig im Zimmer. Die Begrüßungszeremonie, in diesem Falle vom Herzen diktiert, konnte ich nicht mit klarem Verstande in mich aufnehmen. Es brauchte eine Weile, bis mir die neue Lage anfang klar zu werden, nämlich, daß dieser Mann mit der Armbinde wirklich kein anderer als P. Menningen selbst war, und daß fernerhin dieser Mann auf der Suche nach niemand anderem als unserem Herrn Pater war und daß dieses Auto von nirgendwo anders her als von Schönstatt kam!

10.

Nach der Besetzung Schönstatts durch die alliierten Truppen erörterte man in wachsendem Maße die Frage: Wie steht es in Dachau? Wann kommt die Befreiung? Der Bericht über den Vormarsch wurde am Rundfunk mit steigender Spannung verfolgt. Dann verbreiteten sich aufregende Gerüchte über Dachau: Angebliche Zerstörung des Lagers, Erschießung oder Vergasung der Gefangenen, Abtransport u. ä. m. Dadurch wurde ernste Besorgnis geweckt um das Los der Unseren. Endlich kam die erlösende Nachricht: München ist gefallen und Dachau befreit! Daraufhin überlegten wir: Wie holen wir Herrn Pater heim? Mein Bruder machte den Vorschlag, mit seinem Wagen die Fahrt durchzuführen. Er betrieb bereits bei den Amerikanern die Zulassung des Wagens. Mir übergab er die Aufgabe, die Passierscheine zu besorgen. Der erste Versuch in Koblenz beim Kommandanten schlug fehl. Die Amerikaner hatten zuviel Angst vor Verschleppung von Seuchen. Nun wurde ein anderer Weg gewagt. Es ging mit dem Fahrrad nach Limburg. Dort erreichten wir eine Vermittlung des deutschen Polizeigenerals Heimannsberg beim amerikanischen Kommandanten. Man fand die grundsätzliche Bereitschaft, doch eine langweilige bürokratische Bearbeitung. Man machte einen dritten Versuch beim Kreiskommandanten in Winnigen. Dort erhielt man eine sofortige Zusage. Ein Kurier wurde zum Hauptquartier gesandt und die Fertigstellung der Papiere für Dienstag vor Pfingsten versprochen. Doch gab es einen neuen Zwischenfall. Die Amtsstelle in Winnigen wurde aufgelöst und nach St. Goarshausen verlegt. Inzwischen traten noch Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Benzin auf, und eine ganz aufregende Mitteilung kam aus Stuttgart, daß Herr P. Kantenich bereits Anfang April im Lager entlassen worden sei und Aufenthalt in Ulm-Ehrenstein genommen habe. Es wurde ein neuer Antrag an den Verkehrs-offizier in Koblenz gestellt. Dieser kannte sich in der deutschen Geographie nicht aus und nahm an, Ulm läge im Umkreis von 100 Kilometern. Er gab darum die Passierscheine am Mittwoch vor Pfingsten.

Nachmittags wurde die Abfahrt im Bundesheim vorbereitet, ein schwerer Koffer mit Reiseproviant fertiggemacht. Doch mit Benzin war es schlecht bestellt. Nur zur Hälfte hatten wir es für die Fahrt bereit. Die Fahrbereitschaft in Koblenz war geschlossen. Doch unter der Hand bekam man an der Benzinausgabe 40 Liter. So konnte die Fahrt gewagt werden.

Am Donnerstag morgen begann sie gegen 5 Uhr vom Krankenhaus Koblenz aus. Es war wohl einer der ersten Wagen, die auf so weite Strecke in die Gegend fuhren. Unterwegs fanden sich bis Mainz an den Straßen noch überall die Spuren der Kämpfe. Die Nahebrücke hatte man vor einigen Tagen fertiggestellt. In Mainz ging eine Nachfrage bei heimgekehrten Priestern vom Konzentrationslager ohne Ergebnis aus. Bei Oppenheim war die Fahrt über den Rhein auf einer neuerrichteten Brücke möglich. Dann machten wir eine schwierige, langsame Fahrt durch Truppenbewegungen zwischen Panzern und Lastwagen hin. Der Neckar konnte bereits auf einer Brücke überquert werden. So kam man verhältnismäßig gut bis Bruchsal. Dort wurde das Auto von französischen Posten gestellt und die Fahrer zum Kommandanten gebracht. Man wollte den Wagen beschlagnehmen. Man gab ihn jedoch wieder frei, nachdem man durch einen ehemaligen politischen Häftling einen französischen Offizier eingeschaltet hatte. Im Paulusheim machten wir einen Besuch. Dort gab es eine große Überraschung, die Schwestern wurden in höchste Spannung versetzt durch das Vorhaben. Man sprach beim Kommandanten vor und bekam einen Schutzbrief für die weitere Fahrt. Die Wegstrecke bis Stuttgart gestaltete sich außerordentlich schwierig. Nur Feldwege und Nebenstraßen waren benutzbar, aber auch diese lagen durch die Kriegsergebnisse und durchziehende Kolonnen in einem unbeschreiblichen Zustand. Unter schwersten Verkehrsverhältnissen erreichte man gegen 4 Uhr Stuttgart. Dort erfuhr man, daß Herr Pater sich vermutlich nach Ennabeuren begeben hatte. Aber weiter konnte man keine Nachricht über ihn erlangen. Wir machten uns auf die sofortige Weiterfahrt nach der Schwäbischen Alb. Aber auch hier waren die Wegeverhältnisse wieder äußerst schwierig. Zunächst erlebten wir eine gefährliche Fahrt an der Geislinger Steige. Man mußte ins Tal und wieder in Serpentina bis auf die Höhe der Rauhen Alb. Einem unerklärlichen Gefühl folgend, nahm man die Wegrichtung nicht auf Ennabeuren zu, sondern auf Westernheim zum Pfarrhaus des Schönstattpriesters Pfarrer B. Dort angelangt, erschien Pfarrer B. zuerst am Fenster, darauf Pfarrer K., dann Kaplan Dresbach und schließlich Herr Pater. Es folgte eine stürmische Begrüßung und ein frohes Wiedersehen im Zimmer des Pfarrhauses. Die erste Frage von Herrn Pater war: „Wie geht es in Schönstatt?“ Er hatte noch keine Nachricht. Jetzt fand ein langer Nachrichtenaustausch über Schönstatt und Dachau statt. Gegen Abend war dann die Rückfahrt nach Ennabeuren.

## 11.

Am Morgen fand ein gemeinsamer feierlicher Kaffee im Marienheim statt, danach Abfahrt der Brüder Menningen über Ulm nach Augsburg, um noch einen Dachauer Geistlichen, den Pfarrer von Lonnig, abzuholen. Währenddessen wurden von uns Abschiedsbesuche gemacht. Die Schönstattmädchen kamen und sangen ein Abschiedslied. Am

Mittag nahmen wir schon rechtzeitig die „Henkersmahlzeit“ ein. Danach kam der Abschied in der Kirche. Die Gemeinde hatte sich dort versammelt. Herr Pater hielt eine kurze Ansprache mit dem Schlußruf: „Es bleibt dabei: wir bleiben treu!“ Nach dem priesterlichen Segen verließen wir das Gotteshaus und bestiegen die mit mannigfachen Blumen reich geschmückte Kutsche. Händeschütteln, Abschiedsrufe von allen Seiten! Eine Kinder­schar umringte den Wagen, ging und lief nebenher und hinterher, ein paar Unentwegte noch weit bis hinter das Dorf. In der strahlenden Mittagssonne lag die Hohe Alb zu unseren Füßen und führte uns über Leichingen nach Merklingen, wo wir an die Autobahn gelangten. Genau wie verabredet kam wir gegen 2 Uhr dort an, und fast zu gleichen Zeit sahen wir auch schon das Schönstattauto heranbrausen. Noch ein letzter und schmerzlicher Abschied.

Zum ersten Male nach Jahren bestiegen wir ein Personenauto. Das letzte Mal war es der Wagen der Gestapo gewesen auf der Fahrt zum Gefängnis. Auf der Fahrt wurde zunächst nicht viel gesprochen. Die Erlebnisse waren zu stark, die Gedanken drangen zu sehr auf die Seele ein. Unser Tagesziel war Stuttgart. Wegen der vielen Sprengungen hatten wir manche Hindernisse zu umfahren, wodurch wir etliche Aufenthalte in Kauf nehmen mußten. Irgendwo hatten wir aus einem Grunde gehalten, da geschah es beim Einsteigen, daß Herr Pater seine rechte Hand zwischen die unversehens zugeschlagene Tür einklemmte. Obwohl die Finger dazwischen waren, hatte sich die Tür fast geschlossen. Es muß ein toller Schmerz gewesen sein. Wir haben uns sehr gewundert, daß Herr Pater nach außen hin davon nichts kundgab. Er verlangte nur nach kurzer Zeit, als wir an einem Haus vorbeikamen, dort die Hand im Wasser kühlen zu dürfen.

Wir kamen immer näher auf Stuttgart zu. Da — ein Knall! Panne! Das Auto stand! Während sich die beiden mutigen Heimholer an die Auswechslung des Reifens machten, gingen Herr Pater und ich voraus, bis wir vom Wagen eingeholt wurden. Wir waren in jenen Tagen so stark vom Bewußtsein durchdrungen, daß die göttliche Vorsehung mit ausgesuchter Liebe die Leitung der Heimkehr in die allmächtigen Hände genommen hatte, daß wir auch diese Panne und die damit verbundene Geduldsprobe dankbar annahmen.

Noch eine letzte solcher Prüfungen hatte wir zu bestehen. Da ragte auf einmal ein leibhaftiger Amerikaner mitten auf der Landstraße vor uns auf, gebot uns Halt, stellte sich auf das Trittbrett und befahl, in einer ganz anderen Richtung weiterzufahren. Eine kleine Sorge stieg in uns auf, daß wir nicht mehr zeitig genug nach Stuttgart kämen. Unser neuer Begleiter schien diese Sorge nicht zu teilen. So stur, wie es sein Beruf von ihm verlangte, ließ er uns weiter und weiter fahren, etwa zehn Kilometer weit. Bei einer Militärbehörde mußten wir warten. Über den Zweck diese unliebsamen Umweges waren wir bis dahin völlig im Dunkeln gelassen. Es stellte sich aber bald heraus, daß lediglich die Autopapiere überprüft wurden. Aus diesem „wichtigen“ Anlaß mußten wir also einen Umweg von zwanzig Kilometern machen, und dabei sollte noch möglichst mit Benzin gespart werden. Die Ankunft in Stuttgart in der Heilig-Geist-Pfarrei war gegen 5 Uhr.

Auf der Fahrt von Bruchsal nach Koblenz folgte in unregelmäßigen Abständen eine Paßkontrolle nach der anderen. Die Papiere waren in Ordnung. Wir konnten jedesmal weiterfahren. Auf der Autobahn nach Darmstadt–Frankfurt hatten wir plötzlich eine Panne.

Der letzte Ersatzreifen, der auch schon an Altersschwäche litt, wurde aufmontiert. Wir wollten den günstigsten Weg wählen und bogen in Richtung des Rheins von der Autobahn ab, um zur Oppenheimer Rheinbrücke zu gelangen. Doch die Kontrolle vor der Brücke ließ uns nicht passieren. Wir mußten erst einen entsprechenden Schein besorgen, der aber nur in dem weit zurückgelegenen Groß-Gerau zu bekommen war. Das war wiederum eine Vertrauensprobe. Nunmehr schien es eine ausgemachte Sache zu sein, daß wir an diesem Tage Koblenz nicht mehr erreichen würden. In Groß-Gerau kamen wir erst nach Büroschluß an. P. Menningen ging beherzt in die Privatwohnung des Kommandanten und trug mit seiner bekannten Diplomatie das wichtige und überaus dringliche Anliegen vor. Der Kommandant ging mit ihm zum Büro zurück und stellte ihm mit großer Freundlichkeit das gewünschte Papier aus. Außerdem gab er uns eine Fahrerlaubnis bis eine Stunde über den Beginn der Sperrzeit, also bis 10 Uhr. Nun beschlossen wir, nicht nach Oppenheim zurück, sondern in nördlicher Richtung weiter zum Main zu fahren. Da die Mainbrücken alle gesprengt waren, konnten wir nur auf einer kleinen Fähre den Fluß überqueren. Nach dieser erneuten Verzögerung ging es in fliegender Fahrt über den Rhein durch die stark zerstörte Stadt Mainz nach Bingen. So erreichten wir pünktlich um 10 Uhr das Krankenhaus in Koblenz. Der Wagen fuhr langsam in den Binnenhof ein und hupte ein paarmal laut. Dann gab es eine stürmische Begrüßung.

Am Pfingstsonntag um 8 Uhr ging es bereits über den Rhein nach Pfaffendorf zur Familie von P. Fischer, der an diesem Tage noch im Lager weilte. Die Mutter von P. Fischer kam etwas später aus der Kirche und begrüßte recht freundlich Herrn Pater. Als auch sie keine rechte Antwort bekam auf die Frage nach ihrem Sohn, sagte sie zu Herrn Pater: „Die Hauptsache ist, daß Sie wenigstens wieder da sind!“

## 12.

Am Pfingstfeste, dem 20. Mai 1945, fährt Schwester E. in aller Frühe mit dem Rad von Koblenz nach Schönstatt und richtet freudestrahlend ihre Botschaft aus: „Herr Pater ist da!“ Die Kunde verbreitet sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Haus. Natürlich werden sofort auch die anderen Häuser benachrichtigt.

Nach dem Morgenkaffee beginnt ein emsiges Schaffen. Girlanden werden aufgehängt, Fahnen gehißt, und schon bald prangt Schönstatt im Festschmuck. Den Kapellcheneingang zieren Girlanden und rote Ampeln. Ein Spruchband grüßt mit den Worten: „Nos cum Prole pia benedixit Virgo Maria!“ Dunkelrote Rosen am Altar erinnern an die Glut des Pfingstfestes. Den Eingang des Terziatshauses ziert ein Schild: „Mater habebit curam perfectam!“

Gegen halb zehn versammeln wir Schwestern uns teils am Kapellchen, teils bilden wir Spalier auf dem Wege zum Bundesheim. Das Auto soll die große Straße heraufkommen und über Sonneck seinen Weg zum Heiligtum nehmen.

Ein Auto kommt zur Voranmeldung. Nach einigen Minuten zeigt sich wieder ein Auto. Es fährt merklich langsam. Es ist ein offener Wagen, und ungefähr in der Nähe von Steins Garten erhebt sich Herr Pater im Auto. Wir können ihn genau erkennen. Er nimmt seinen Hut ab, und so fährt er stehend in sein Schönstattland ein.

# Begegnungen mit Kardinal Bea

Von Joseph Schmitz

Wenige Wochen nach dem Heimgang Pater Kentenichs verschied am 15. November 1968 in Rom Kardinal Augustin Bea im Alter von 87 Jahren. In aller Welt nahmen damals Menschen der unterschiedlichsten Richtungen an seinem Sterben lebhaften Anteil. Kardinal Bea hatte noch im hohen Alter eine Sendung erfüllen können, die ihn weithin bekannt machte: sein Auftrag für das Anliegen der Wiedervereinigung der getrennten Kirchen und der Religionen überhaupt. Mit Bewunderung stellte die Welt fest, mit wieviel Einfühlungsvermögen und Feingefühl, aber stets mit großer Zielklarheit er sich diesem Werke hingab. Und das noch als Achtzigjähriger! Von berufener Seite wird über sein ganzes Leben wohl geschrieben werden. Hier wollen einige Erinnerungen an ihn festgehalten werden als kleiner Ausdruck des Dankes für das, was er auch für die Lösung der Fragen des Schönstattwerkes in den letzten Jahrzehnten seines Lebens beigetragen hat.

Die Visitation des Heiligen Offiziums für die Marienschwestern, die später stillschweigend auf das gesamte Schönstattwerk ausgedehnt wurde, schloß Papst Pius XII. „*motu proprio*“ am 31. Juli 1953. Es folgte unmittelbar die kirchliche Anerkennung des Schönstattwerkes mit dem „*Nihil obstat*“. Jedoch wurden damit in der Ausführung schmerzliche Einschränkungen verbunden, die bald den Verbänden bzw. der Leitung des Schönstattwerkes mitgeteilt wurden. Die damit aufgeworfenen Fragen beschäftigten in der Folgezeit die Leitungen der Verbände fast vollauf.

Im Jahre 1954 wurde mir mehrfach mündlich übermittelt, P. Bea, der damalige Leiter des Bibelinstitutes, wünsche mich in Fragen des Schönstattwerkes gelegentlich zu sprechen. Nach einigem Abwarten und nach Überlegungen mit zuständigen Bischöfen schrieb ich ihm im Dezember 1954, daß ich bereit sei, seinem Wunsche entsprechend ihn zu besuchen. Er antwortete Anfang 1955: „ . . . es ist richtig, daß ich manchmal gesagt habe, daß ich mich sehr freuen würde, Sie, wenn Sie gelegentlich nach Rom kämen, sehen und kennenzulernen. Ich bin, ohne es zu wollen, stark mit dem Schönstattwerk beschäftigt worden und benütze darum gern jede Gelegenheit, um mich über die Lage zu informieren, womöglich aus den ersten Quellen. Das ist nicht ein persönliches Anliegen, sondern das Bestreben, über die Dinge aus voller und allseitiger Kenntnis der Lage urteilen zu können. Ich denke, daß damit auch dem Schönstattwerk am besten gedient ist. Die Zeiten sind heute so, daß wir jedes apostolische Unternehmen begrüßen und fördern müssen, so gut wir nur können. Und zu den apostolischen Unternehmen, die für Deutschland heute von

großer Bedeutung sind, gehört mit an hervorragender Stelle das Werk der Schönstattpriester. Ich freue mich über all das Gute, das ich darüber und über die anderen Teile der Bewegung höre und bitte Gott, daß er die ganze Bewegung reichlich segne . . ." Die Bemerkung : „Ich bin, ohne es zu wollen, stark mit dem Schönstattwerk beschäftigt worden“ ist wohl so zu erklären, daß Papst Pius XII. ihn persönlich gebeten hatte, in diesen Auseinandersetzungen eine schützende Hand über die Gemeinschaft der Marienschwestern und damit des Schönstattwerkes zu halten. Hier ist nicht der Platz, die damit angeschnittenen Fragen weiter aufzurollen und darzulegen. Das müßte in einem größeren Zusammenhang einer Beurteilung des Schönstattwerkes und seiner Entwicklung in diesen Jahren geschehen — ein interessantes Stück Geschichte!

Diese erste Begegnung fand nun in der Zeit vom 24. 4. bis 3. 5. 1955 statt. In meiner Begleitung war Rektor Rudolf Kl. Arkenau, mein Stellvertreter. Ich meldete mich fernmündlich bei P. Bea an (wir wohnten damals in der Anima). Er gab als Termin für die Besprechung den 29. 4. nachmittag halb fünf an. Auf meine Frage, ob mein Begleiter an dem Gespräch teilnehmen könne, bat er, ich möchte lieber allein kommen, dann könne er offener sprechen. Das Gespräch verlief von vornherein sehr herzlich, freundlich und recht gelockert. P. Bea machte auf mich einen tiefen Eindruck als ein Mann von ausnehmender Güte, ein ruhiger Beobachter, der schnell Zusammenhänge erfaßt, richtig einordnet und geöffnet ist für neue Sichten. In den Fragen unseres Werkes war er gut bis in personale Einzelheiten hinein unterrichtet. Ich hatte auch den Eindruck, daß bei ihm mannigfaltige Fäden aus dem katholischen Leben Deutschlands und anderen Teilen der Weltkirche zusammenliefen. Wie ich später bestätigt bekam, suchten ihn fast alle deutschen Bischöfe bei ihren Rombesuchen gern auf, um Beratungen mit ihm zu pflegen.

An diese erste Begegnung schloß sich eine häufige Korrespondenz an durch Berichte meinerseits und oft ausführliche briefliche Antworten von P. Bea. Oder es folgten bei den verschiedenen Romaufenthalten zur Klärung der aufgeworfenen Fragen Telefonate zwischen den jeweiligen Audienzen, denn in den folgenden Jahren waren mehrere Beratungen und Verhandlungen in Rom erforderlich, die ich stets mit P. Bea bzw. später Kardinal Bea vorbesprach.

Seiner persönlichen Mitwirkung für die oft erschwerte Lösung der gegebenen Fragen bezüglich des Schönstattwerkes beim Hl. Stuhl, besonders beim Offizium, ist vieles zu verdanken. Im Februar 1958, als wieder einmal eine schwierige Sache nicht zuletzt durch seine Mitwirkung gelöst war und ich ihm dafür gedankt hatte, schrieb er: „ . . . mir sollen Sie nicht so sehr danken. Ich habe getan, was möglich war, weil mir jede apostolische Arbeit am Herzen liegt und der Förderung würdig scheint. Die Schönstattbewegung, die ich früher nur dem Namen nach kannte, habe ich im Lauf der Jahre als ein wichtiges apostolisches Unternehmen kennen und schätzen gelernt, und Sie dürfen sicher sein, daß ich mich immer gern ihrer annehme . . ." In meinen Akten sind es etwa 60, zum Teil länger darlegende Briefe, die er im Lauf der Jahre zu unseren Fragen geschrieben hat. (Dazuzurechnen sind die Schreiben, die andere Mitglieder des Generalpräsidiums in dieser Angelegenheit erhielten.) Nicht selten schrieb er persönliche Bemerkungen dazu,

voll Interesse für das Wirken unserer Priester, für die seelsorglichen Fragen, die mich bewegten, von denen ich ihm gelegentlich berichtete usw. Ich frage mich heute oft, woher er bei seiner so ausgedehnten Tätigkeit damals schon, erst recht später als Kardinal, die Zeit dazu fand. Sein Sekretär, Msgr. Schmidt, gibt in seinem „Portrait spirituel du Cardinal Bea“ in „La Documentation catholique“, Februar 1969, S. 125, einen Hinweis darauf. Es sei erstaunlich, welche Arbeitsfülle der Kardinal in seinem Leben bemeistert habe. Und er zählt dabei eine große Anzahl von Titeln seiner Schriften und Veröffentlichungen auf sowie seiner Briefe. Als Erklärung führt er eine Äußerung des Kardinals an: „Ich tue eine Sache nach der anderen.“ Gern brauchte er seinen Mitarbeitern gegenüber das Wort: „Age, quod agis.“ Und über den Gebrauch seiner Zeit sagte er: „Ich habe immer Zeit, und ich habe niemals Zeit“, und erklärte: „Ich habe immer Zeit für das, was ich tun muß; ich habe aber niemals Zeit zu verlieren.“

Kardinal Bea besaß Mut zur Entscheidung. Wir konnten diese Erfahrung reichlich machen, von der ebenfalls Msgr. Schmidt berichtet. Er hatte den Mut, seine Meinung zu haben und sie ruhig auseinanderzulegen, ohne sich der Entscheidung zu entziehen. Er meinte, in so zahlreichen Kommissionen, an denen er während vieler Jahrzehnte seines Lebens teilgenommen, habe er immer das Motiv gehabt: „Ich habe nichts zu verlieren.“ Dabei war er aber immer voller Ehrfurcht und Vornehmheit den andern gegenüber und legte Gewicht darauf, ihnen seine Gründe vorzulegen.

Besonders deutlich wurde mir dies bei der Beratung in der für das Werk schwierigen Situation im Jahre 1956, die durch das Schreiben des Heiligen Offiziums über die Zusammenordnung zwischen dem Schönstattwerk und der SAC sich ergab. Eine einseitige Auslegung dieses Schreibens zuungunsten des Schönstattwerkes drohte dieses Werk in seinen wesentlichen Strukturen einzuebnen und praktisch unwirksam zu machen. Damals wandte ich mich an ihn. Zuerst verstand er nicht recht, worum es ging. Als ich ihm die Unterlagen übersandte, gab er als „Privatmann und Kanonist“ eine Interpretation an die Hand, die den eigentlichen Sinn des Schreibens darlegte. Diese hat uns in der Lösung der Fragen große Dienste getan. Er nahm die Verantwortung dafür auf sich.

Bei allen Besprechungen fand ich Kardinal Bea stets gütig, aufgeräumt, allezeit geöffnet, als hätte er nur dies eine zu tun. Dabei wußte man, welcher umfangreicher Arbeitsbereich im Bibelinstitut und später erst recht als Kardinal ihm oblag. Wenn man ihm ein Anliegen, das die Kirche betraf, nahebrachte, setzte er sich sogleich dafür ein. Während des Konzils erzählte mir einer Tages Pfarrer August Hegenkötter, er habe eine Eingabe für eine Neuordnung der Behandlung der Glieder der orthodoxen Kirche vom Kirchenrecht aus vorbereitet. Er meinte, daß die gegenwärtige Beurteilung der Mitglieder dieser Kirche, wie sie im Recht der Kirche gehandhabt würde, nicht tragbar sein könne. Als er mir sagte, er wolle deswegen nach Rom fahren, schrieb ich einen Brief für Kardinal Bea, in dem ich eine Audienz für Pfarrer Hegenkötter erbat. Der Kardinal ging sofort darauf ein, nahm sich der Sache an, und es ist anzunehmen, daß dieser Schritt einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Lösung der Frage gebracht hat, wie sie das Konzil gab. Auch Pfarrer Hegenkötter war erstaunt und erfreut über den bereiten und lebenswürdigen Einsatz von Kardinal Bea inmitten seiner großen Inanspruchnahme im Konzil.

Stets hat mich seine vornehme Menschlichkeit tief beeindruckt. Wenn ich ihn im Bibelinstitut besuchte, holte er mich unten am Eingang des Lifts ab und brachte mich jedesmal wieder zurück. Mein Sträuben und Bitten mit Hinweis schon auf die viele Arbeit, die er habe, er möge das nicht tun, half nichts. Sein Arbeits- und Wohnzimmer machte den Eindruck einer vollendet geübten, liebenswürdig wirkenden Armut: in der Ecke eine einfache Drahtbettstelle, ringsum die Wände mit Büchern belegt, in der Mitte ein ganz einfacher Arbeitstisch, dazu ein einfacher Stuhl für seine Gäste, ob diese nun Kardinäle, Bischöfe oder sonst jemand waren. Später, als er als Kardinal einige Räume im brasilianischen Kolleg in der Via Aurelia bezogen hatte, erhielt man denselben Eindruck, daß er auch in diesen Räumen, die seiner neuen Würde entsprechend etwas reicher ausgestaltet waren, in der gleichen schlichten Einfachheit und doch mit der liebenswürdigen „Grandezza“ lebte. Als ich ihn dort das erstemal besuchte, zeigte er mir mit einer spürbaren Freude auch die kleine ihm nun zur Verfügung stehende Hauskapelle mit einem Madonnenbild, und er berichtete, diese Einrichtung sei schon seit langem durch Prälat Kaas für den nächsten deutschen Kurienkardinal bereitgestellt gewesen.

Da ich einmal im Gespräch einen Text lesen mußte und nicht sogleich meine Brille greifen konnte, reichte er mir humorvoll lächelnd die seine, ich möge sie nur benutzen. Ein andermal stand, als ich mich verabschiedete, meine Aktentasche noch da. Er nahm sie lächelnd und meinte: „Bitte, nehmen Sie Ihre Tasche mit, sonst komme ich hinter alle Geheimnisse der Schönstattpriester“, worauf ich ihm erwiderte, die kenne er schon alle, vor ihm hätten wir gar keine. Gelegentlich einer Besprechung legte ich ihm den Entwurf einer lateinischen Eingabe, die ich sehr schnell in einer wichtigen Frage machen mußte, vor mit der Bitte um Beurteilung, ob man die Frage so angehen könne. Dabei machte ich die Bemerkung, es sei zwar kein klassisches Latein, worauf er nachsichtig meinte: „Man kann es aber verstehen.“

Bei meinem ersten Besuch nach seiner Erhebung zum Kardinal wunderte ich mich über seinen guten Gesundheitszustand. Als ich ihm das zum Ausdruck brachte, sagte er: „Das verdanke ich meinem Beichtkind.“ Er spielte an auf Papst Pius XII., um dessen Seligsprechung man bereits in den ersten Wochen sich bemühte. Er erzählte dann Einzelheiten davon. Was übrigens seine Gesundheit angeht, zitiert Msgr. Schmidt in dem genannten Beitrag den Kardinal, der sich auf das Wort der Weisheit beruft, daß Gottes Gedanken anders sind als die des Menschen: „Als ich 11 Jahre alt war, erklärte ein Arzt auf Grund meiner angeschlagenen Lunge, ich habe nur noch drei Monate zu leben. Im Jahre 1913 sagte ein anderer Arzt, ich würde niemals das Klima von Rom vertragen können, wo ich jetzt seit 43 Jahren lebe! Und meine geistlichen Vorgesetzten: wieviel mannigfaltige und entgegengesetzte Aufträge haben sie mir gegeben!“

Zum Tode Papst Pius' XII. schrieb er: „Für Ihre gütigen Zeilen der Anteilnahme am Hinscheiden des Heiligen Vaters Pius XII, herzlichen Dank. Der Tod kam so unerwartet, aber wie er es sich gewünscht hatte: mitten aus der Arbeit heraus. Was sein Tod für die Kirche und die Welt bedeutet, zeigt die überwältigende Teilnahme aus der ganzen freien

Welt. Auch das Schönstattwerk verliert viel an ihm. — Mir selbst war es natürlich ein Opfer, in den letzten Tagen nicht an seiner Seite sein zu können. Aber er wußte um meine Erkrankung und schickte mir mehrmals seinen Segen. Jetzt bin ich in Rekonvaleszenz und hoffe, nächste Woche wieder aktionsfähig zu sein.“

Mit großer Anteilnahme nahm er stets Berichte über die Tätigkeit unserer Priester, über die Lage der Theologen auf, gab häufig Ermunterungen zum brüderlichen Bemühen um die Priester in der Gemeinschaft und darüber hinaus. Im Jahre 1957/58 gab ich ihm ein Exposé über die geistige Situation bei den Theologen und jungen Priestern. Er bat um eine größere Anzahl von Abzügen zur Verwendung für die Mitglieder der Studienkommission.

Wenn man nach den tieferen Gründen dieser Ausstrahlung seines menschlich-priesterlichen Wesens fragte, ist die Antwort wohl darin zu finden, daß er seine angeborene menschliche Güte in allen Lebenslagen weiter zu entfalten suchte, daß er in seinem ganzen Leben den ihm besonders gewordenen Ruf Gottes zu erfüllen suchte, daß er eine tiefe Verantwortung für die Kirche kannte und lebte. Bezeichnend ist für ihn eine kernige, echte Marienliebe. Er sah besonders in ihr die „Mutter der Kirche“. Der Abschluß der vorletzten Konzilsperiode durch Papst Paul mit dieser Anrufung „Maria, mater ecclesiae“ entsprach ganz dem Wunsch seines Herzens. In einem persönlichen Gebetbuch „Vademecum sacerdotis“ fand sich bis zu seinem Tode u. a. ein Bild mit einem Gebet in deutscher Sprache zur allerseligsten Jungfrau, der „Mutter der Kirche“. In seinen Aufzeichnungen vom 29. September 1968, die wohl in seinen letzten Exerzitien gemacht wurden, als die ernste Erkrankung schon vor der Tür stand, heißt es in seiner Muttersprache: „1. Den Willen Gottes tun, wie die konkreten Umstände es fordern. 2. Herzliches persönliches Gebet (hl. Messe, Besuchung des heiligsten Sakramentes). 3. Selbstloses Dienen für alle. 4. Allen Freude zu machen versuchen.“

Sein letzter handschriftlicher Gruß, den ich von ihm erhielt, wobei seine sonst so feste Handschrift eine gewisse Zitterigkeit zeigt, lautet: „Mit inniger Teilnahme zum Hinscheiden des guten P. Kentenich. R. i. p. Augustinus Kardinal Bea“. Zwei große Männer, die in die Geschicke der Kirche in unserem Jahrhundert, wie sicher einmal die Geschichte aussagen wird, wesentlich eingegriffen haben! Zweimal oder dreimal hat zwischen beiden eine Unterredung stattgefunden, die letzte unmittelbar vor der Rehabilitierung P. Kentenichs für sein Werk, in der Kardinal Bea außerordentlich wohlwollend ihm Brücken bauen wollte.

Am 20. 4. 1963 äußerte Papst Johannes XXIII. (der vor März 1949 P. Bea persönlich nicht gekannt hatte) in einer Privataudienz gegenüber einem katholischen Laien aus Italien: „Denken Sie, welch große Gnade mir der Herr schenkte, daß er mich Kardinal Bea finden ließ!“ — Ich möchte dankbar ähnlich sagen: Die Begegnung mit Kardinal Bea war ein Geschenk Gottes.

## Schönstatt und die „neueste Zeit“

Von Pater Joseph Kentenich (†)

Mit Beginn des Ersten Weltkrieges August 1914 ist die neueste Zeit, die sich schon so lange stürmisch angemeldet hatte, hemmungslos aufgebrochen und rüttelt seitdem mit unwiderstehlicher Gewalt an der bestehenden christlichen Welt- und Gesellschaftsordnung. Für uns, die wir den Vorsehungsglauben zu unserer ausgeprägten Weltanschauung gemacht haben, ist es nicht zufällig, daß genau im selbigen Augenblick Schönstatt auf den Plan tritt. Seine Vorgründungsurkunde weist auf Oktober 1912 hin, die Gründungsurkunde trägt das Datum vom 18. Oktober 1914. Wie oft habe ich im Laufe der Jahre feststellen dürfen: Es war gerade noch im letzten Moment. Später hätte Schönstatt nicht entstehen können. Die wachsende Wurzellosigkeit und das ohrenbetäubende Geräusch der in ödem Gleichschritt marschierenden Masse und die sich wirbelartig mehrende Heimatlosigkeit der folgenden Jahre hätten seine Triebkräfte sich nicht ansetzen und noch viel weniger sich entwickeln lassen. Und früher wäre die Zeit noch nicht fähig gewesen, die göttliche Planung genügend klar und deutlich zu entschleiern und die notwendigen Formkräfte zur Verfügung zu stellen.

So ist Schönstatt von Anfang an ein legitimes Kind der neuesten Zeitepoche und ist es ständig geblieben. Es ist ihr aus dem Gesicht geschnitten, es ist in ihr und mit ihr und für sie geworden und gewachsen. Es hat ganz eindeutig die Sendung, sie tiefgreifend zu formen und zu gestalten und von ihr geformt und gestaltet zu werden. Es wird von ihren hochgehenden Wassern und Wogen getragen, bisweilen machtvoll hin und hergeschleudert, bestimmt aber auch mit kühnem Griff kraftvoll und dauernd ihren Lauf. Als lebendiges Glied der Weltkirche faßt es sich selbst wie eine Arche auf, die in der Sintflut der heutigen Zeit zielstrebig zum neuesten Zeiteufer hinsteuert und mit weit ausholendem Griff dorthin mitnimmt, was sich ihm vertrauensvoll anschließt und sich in sein Liebesbündnis einführen und hineinbeziehen läßt, um daraus zu leben, zu leiden, zu streiten und dafür zu siegen.

Nur wer die Eigenart der heranbrausenden neuesten Zeit in etwa kennt, oder wer eine Ahnung von ihrer umfassenden, unausweichlichen Gestalt und Kulturwandel hat, ist fähig, Schönstatt mit seinem Ideen- und Formenreichtum, mit seiner Lehr- und Sprechweise, mit seiner Lebens- und Wirkweise zu verstehen. Gewiß gründet und wurzelt es mit allen Fasern seines Seins tief im Wurzelboden kirchlicher Vergangenheit. Wenn es wirklich von Gott stammt, kann es nicht anders sein.

Es ragt aber ebenso tief in das Zukunftsland hinein, in das Gott Welt und Kirche offensichtlich mit rasender Schnelligkeit unwiderstehlich hineinführen will. Es ist so, als wenn hoch aufgerichtete Schleusen, die bisher machtvoll aufschäumenden Wassermassen eingedämmt und zwangsmäßig zurückgehalten, sich urplötzlich geöffnet hätten, so daß die

gestauten Kräfte sich nun widerstandslos austoben und alles wuchtig über den Haufen werfen, was sich ihnen zu widersetzen wagt. Wer die Sprache, wer nur die Sprache der Vergangenheit spricht und versteht, kommt mit der Sprache der Zukunft nicht zurecht. Wer sich krampfhaft am alten Zeiteufer festhält und orientiert, ist unfähig, das neueste Ufer zu sehen, zu deuten, sich danach auszustrecken und es zu erreichen. Was heute mißverständlich klingt, hat morgen und übermorgen einen anderen Klang, wenn das ferne Gestade einer anders gearteten Zeit stärker sichtbar wird.

Gott hat von Anfang an die Welt als eine große geschlossene Einheit und die Menschheit darinnen als eine tiefinnerlich und innig miteinander verbundene Gemeinschaft gedacht und geplant. Deshalb hat er ihr in unmißverständlicher Weise einen gemeinsamen Stammvater gegeben. Deshalb hat er sie in der übernatürlichen Ordnung Christus, dem Haupte, als geheimnisvoller Leib mit tiefer Verbundenheit aller Glieder untereinander angeeint. Die Menschheit soll nach seiner Absicht zwecks trinitarischer Vollendung der gesamten Schöpfung eine einzige große Lebens-, Liebes- und Schicksalsgemeinschaft in Jesus und Maria zur Verherrlichung des Vaters werden. Das ist der Sinn der Schöpfung, das ist das große Ziel, dem die gesamte göttliche Weltregierung zustrebt.

Von hier aus fällt helles Licht auf die neueste Zeit. Die moderne Entwicklung der Technik und in ihrem Gefolge ein erschreckender geistig-seelischer Leerlauf oder eine beispiellose geistig-seelische Verwirrung hat die Menschen und die Menschheit in rasendem Tempo einander rein äußerlich so nahe gebracht, daß es keine Ferne und keine Menschen- und Völker-, sondern nur noch eine Welt- und Menschheitsgeschichte gibt. Das charakteristische Merkmal der heranbrausenden Zeit ist also eine bislang ungekannte äußere Nähe aller Menschen untereinander und miteinander und damit gleichzeitig die Gefahr der inneren Ferne und darauf basierend eine Freimachung und Mobilisierung der in der Menschheit als ganzes hineingelegten geheimnisvollen Kräfte, die letzte Möglichkeit entweder zu ihrem Heil oder zu ihrem Unheil auszuschöpfen imstande ist. Anders ausgedrückt: In dieser zusammengeballten Lebensgemeinschaft und Schicksalsverstricktheit der Gesamtmenschheit eröffnet sich erst die Möglichkeit einer gesamt schöpferischen Wirksamkeit und Ausreifung und Fülle, die als solche in dem zu erwartenden Ausmaße nicht leicht überboten, jedenfalls von einzelnen Menschen und Menschengruppen bisher – sowohl nach der positiven als auch nach der negativen Seite – bei weitem nicht erreicht werden konnte. Auch künftig ist daran nicht zu denken.

Das ist der beängstigende Augenblick, wo alle alten Ordnungen, die bisher die Welt beherrscht haben, anfangen, ins Wanken zu geraten, sich zu überstürzen und zusammenzuberechnen und chaotische Zustände zu hinterlassen, wo aber auch, wenigstens in allgemeinen Umrissen, von Ferne die Grundlinien und die Grundlage einer neuen Weltordnung langsam sichtbar werden.

Von hier aus erhält der Ruf nach dem neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft erst seinen vollen Sinn. Wenn irgend jemand, so dürften wir dazu berufen sein, ihn zu verstehen und zu verwirklichen. Schon seit 1912 klingt er unmißverständlich in unseren

der elementaren Grundkraft der Liebe. Die so bestimmte und gesicherte organische — wenn man will: diese trinitarische — Einheit steht in scharfem Gegensatz zur mechanischen Denk- und Lebensweise des untergehenden Liberalismus und Individualismus, dem Todfeind echter Gemeinschaft in verflochtenen Jahren, und zum noch stärkerer mechanisterten herausziehenden Kollektivismus, der die menschliche Persönlichkeit bewußt und absichtlich vernichtet. Donoso Cortez nennt deshalb die gegenwärtige Revolution der Geister das letzte Entwicklungsstadium des menschlichen Stolzes.

Die Werkleute um den modernen Turmbau zu Babel mehrten sich fortwährend. Sie beherrschen bereits einen großen Teil der Menschheit. Ihre Zahl ist Legion geworden. Sie sind vom Wort der Schlange im Paradies berauscht: „Ihr werdet sein wie Gott!“ Stolz werfen sie sich in die Brust, sie pochen auf ihre Autonomie und lehnen jede übernatürliche Religion ab. Sie wird von ihnen als „Opium für das Volk“ angeprangert. Das Wort des Versuchers klingt ihnen verlockend in den Ohren: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Das alles: den Besitz und die Herrlichkeit und die Kräfte und die Genüsse der Welt. Ich will die Erde dir zum Paradiese machen.

So nimmt der gewaltige Entscheidungskampf am Ende einer schmachlich zusammenbrechenden Kulturperiode mehr und mehr die Eigenart einer apokalyptischen Teufelsherrschaft und Gottentronung sowie der Gottesherrschaft durch die apokalyptische Christkönigs- und Mariengestalt und des gigantischen Ringens zwischen den beiden Großmächten an.

Stellen wir den Gesichtspunkt einer neuen Menschheitsperiode in den Vordergrund und sehen wir uns an deren Schwelle, so wiederholt sich offensichtlich die Urentscheidung und der Urkampf der Engel am Morgen der Schöpfung. Wie ehedem klingt die Parole durch die weiten Räume: Non serviam! . . . Quis ut Deus?

Die Werkleute Gottes sammeln sich um die gottbestellten Rufer und Führer im Streit der heutigen Zeit, um die Päpste des letzten Jahrhunderts. Sie haben den Zusammenbruch der christlichen Welt- und Gesellschaftsordnung frühzeitig klar vorausgesehen. Sie haben zum Sammeln um die heiligsten Herzen Jesu und Mariä gelassen und eine Strömung gefördert, die heute als Weltweihe an das Herz Jesu — durch die katholischen Völker der Erde Vollenbung der Weltweihe an das Herz Jesu — durch die katholischen Völker der Welt geht und Gottes unveräußerliche Rechte auf die neueste Zeit mit ihrer gewandelten Welt- und Gesellschaftsordnung wirksam geltend macht.

Je stärker der Vernichtungskampf auf der einen Seite tobt, je erfolgreicher und umfassender er ausgefochten wird, und je schneller die Welt dem Abgunde zurasst, desto wender dringt der Ruf nach der besagten Weihebewegung und ihrer dauernden Verleben- digung durch die Reihen der christlichen Völker.

Hier ist der Punkt, von dem aus wir wieder den Blick auf Schönstatts Gründungsurkunde und Gründungsgeschichte durch alle Etappen hindurch bis in die neueste Zeit richten dürfen . . . Damit berühren wir abermals die beglückende und aufschlußreiche Tatsache, die wir schon so oft konstatierten durften: Schönstatt ist den geistigen Strömungen der Gesamtkirche jahrzehntelang vorausgeeilt.

(1954)

## Zur Diskussion um den Zölibat

Das Votum der 5. Sitzung des holländischen Pastoralkonzils über die Abschaffung des Pflichtzölibates für Priester in der lateinischen Kirche hat die Diskussion über dieses Thema, die ohnedies mehr und mehr in Gang gekommen war, beschleunigt und verschärfte, zumal nachdem die holländischen Bischöfe ihre anfängliche (scheinbare) Zurückhaltung abgelegt und am 19. Januar die Erklärung abgegeben haben, daß sie sich im Sinne des Votums an den Hl. Vater wenden wollen. Der Hl. Vater indes warte den angekündigten Besuch Kardinal Alfrinks nicht ab, sondern gab schon bald zwei Stellungnahmen zum Zölibat ab, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen. "Wir müssen ihn beibehalten und verteidigen", sagte er am 1. Februar in einer Ansprache vom Fenster seines Arbeitszimmers aus, "und müssen beten, daß der Herr uns allen, den Berufenen und den Nichtberufenen, die Kraft gibt, den Zölibat immer tiefer zu verstehen, und daß alle — Laien, Ordensleute und Priester — ihn immer mehr schätzen und ehren."

Zwei Tage später machte Paul VI. seinen Standpunkt von neuem deutlich, und zwar in der ungewöhnlichen Form eines Briefes an seinen Staatssekretär Kardinal Jean Villot. Darin lehnt der Papst die in Holland gegen den Pflichtzölibat vorgebrachten Argumente als "nicht überzeugend" ab. Von den holländischen Bischöfen forderte er: "Ihre in so schwerwiegendem Gegensatz zu dem in unserer lateinischen Kirche wirksamen Gesetz stehende Haltung ist zu ändern. Der Priester muß ehelos bleiben, was wir schon erklärt und viele Male wiederholt haben. . . . Wir bekennen uns eindeutig zu unserer Pflicht, nicht zuzulassen, daß das Priesteramt von Menschen verwaltet wird, die sich, nachdem sie schon die Hand an den Flügel gelegt haben, wieder zurückziehen."

Von vielen Seiten erhielt der Papst schnelle und klare Unterstützung. Schon im Januar veröffentlichte Kardinal Bengsch von Berlin einen Brief an die holländischen Bischöfe, der als ein sehr bemerkenswertes Dokument bezeichnet werden muß. Bengsch bemängelte, daß das Vorgehen der holländischen Bischöfe mit der vom II. Vatikanischen Konzil herausgestellten Kollegialität der Bischöfe nicht in Einklang stehe. Sodann machte er darauf aufmerksam, daß man die Zölibatsfrage nicht isoliert betrachten, sondern im Zusammenhang mit der Lehre über andere zentrale Wahrheiten sehen müsse. In dieser Beziehung glaubt der Berliner Kardinal konstatieren zu müssen, daß die Stellungnahme des holländischen Pastoralkonzils zum Zölibat bestimmt sei von "Auffassungen über Stiftung, Struktur und Heilsauftrag der Kirche sowie über Dogmen, Weihepriestertum und Sakramente, die von der Lehre des II. Vatikanischen Konzils weit entfernt sind. . . . Ein priesterliches Amt, das vornehmlich mit den Maßstäben heutiger Sozialberufe gemessen, und

eine Sendung der Kirche, die fast ausschließlich als Hilfestellung bei innerweltlicher Selbsterhaltung des Menschen gesehen wird, lassen selbstverständlich dann auch die Forderung nach priesterlicher Ehelosigkeit sinnlos erscheinen. Meine Bedenken und die Bedenken vieler Gläubigen richten sich nicht zuerst und nicht allein gegen die Abschaffung des Zölibats, sondern gegen die konkrete Gefahr der völligen Entleerung und Verweltlichung der Botschaft Christi . . . : „Solidaritätsbekundungen mit dem Hl. Vater legen inzwischen u. a. ab die französische Bischofskonferenz, die Bischöfe und Weihbischöfe des Landes Nordrhein-Westfalen, Kardinal Döpfner, Kardinal Suenens, Erzbischof Schneider von Bamberg, die Gesamtkonferenz der deutschen Bischöfe sowie die öster-

reichische Bischofskonferenz.

Die Zölibatsdiskussion wird indessen nicht mehr nur innerhalb der katholischen Kirche geführt. Mitte Januar brachte der „Spiegel“, wie zu erwarten, eine Titelgeschichte zu diesem Thema. Auch seriöse Zeitungen öffnen ihm ihre Spalten, so z. B. die „Frankfurter Allgemeine“ in einem Leitartikel ihres Mitherausgebers Bruno Deschamps vom 16. Februar. Die ersten Sätze dieses Leitartikels enthüllen allerdings mit bestürzender Deutlichkeit, wie wenig der Zeitgenosse, selbst der gutwillige und gebildete, noch in der Lage ist, zu verstehen, um was es im Zölibat eigentlich geht. Deschamps schreibt: „Droht der katholischen Kirche wirklich Spaltung? Und das wegen des priesterlichen Pflichtzölibats, wegen einer historisch gewordenen und gewandelten, nicht lückellos geltenden, mit dem Dogma nicht eindeutig und unbezweifelbar verknüpfen Disziplinarrregel?“ So kann man auch fragen. Aber die Frage offenbart, wie eng, verengt der Blickwinkel geworden ist, wenn man im Zölibat nichts weiter als eine „Disziplinarrregel“ sieht. Wie freilich in manchen katholischen Kreisen gedacht wird, geht aus der Zurschiff des Leitenden Ministerialrats Dr. Hermann-Josef Nachtwey aus Düsseldorf in der gleichen Nummer der „Frankfurter Allgemeinen“ hervor, in der das Verhalten des Hl. Vaters in der Zölibatsfrage als „angstvolle Flucht in die Anmaßung“ apostrophiert wird.

Niemand in der Kirche wird sich der Hoffnung hingeben, mit der Erklärung des Papstes und zahlreicher Bischöfe, am Zölibat festhalten zu wollen, sei die Sache durchgestanden. Speziell in Deutschland sollte sich niemand wundern, wenn die Debatte weitergeht, hitziger noch als bisher. Das Grundwasser ist in dieser Beziehung am Steigen und wird, wenn nicht alles täuscht, eines Tages auf großer Breite an die Oberfläche treten, die Wogen werden sehr hoch gehen. Es handelt sich hier um eine Bewegung, die von weither kommt und mit kurzfristig angeordneten ad-hoc-Maßnahmen, auch mit Erneuerungen des Zölibatsversprechens am Gründonnerstag, nicht gemeistert werden kann. Man darf ja nicht übersehen, wie sehr der Zeitgeist, der kein Jenseits und keine jenseitigen Werte mehr gelten lassen will (und von seinen Grundpositionen aus auch nicht gelten lassen kann!), mit dieser Bewegung im Bunde steht. Hinzu tritt die entsprechende mächtige Hilfestellung von seiten der modernen Massenkommunikationsmittel, die hier wie sonst die Werkzeuge des Zeitgeistes sind. Nicht vergessen werden sollte schließlich, daß in dem zunehmenden Unvermögen zur Bejahung des Zölibats bei vielen Priestern sich eine Erziehung auswirkt, der die entscheidende Komponente einer bewußten Freiheitspädagogik

wie auch die marianische Linie grundlegend mangelte. Der Zölibat ist zwar durch Pöpste bzw. Konzilsbeschlüsse der Vergangenheit zum Gesetz in der lateinischen Kirche geworden. Daß es aber so weit kam, daß der Zölibat sich — trotz wiederholter Rükschlüge kleineren und größeren Ausmaßes — als Norm durchsetzte, lag daran, daß er von einer Lebensbewegung in der Kirche getragen wurde. Ob die Auseinandersetzung um den Zölibat in der heutigen Kirche zugunsten der priestertlichen Ehelosigkeit ausgeht oder nicht, das wird wiederum davon abhängen, daß sich eine kraftvolle Lebensbewegung bildet, die den unersetzlichen Wert des Zölibats erkennt und das, wofür der Zölibat steht, zum freudig bejahten Gesetz des Lebens macht. Das aber wird ohne ständige persönliche Entscheidung nicht gehen, da öfentliche Atmosphäre, Mächte und Milieu nicht wie einst im Mittelalter ein zölibatäres Leben begünstigen, sondern ihm noch lange ohne Verständnis gegenüberstehen werden.

Am 9. Januar wurde Schwester M. Isabell Nei, Mitglied der Generalleitung der Schönstätter Marienschwestern, im Alter von 55 Jahren von Gott aus dieser Zeitlichkeit abberufen. Schwester Isabell war dieser Zeitschrift in besonderer Weise verbunden. Im Frühjahr und Sommer 1965 gehörte sie zu denen, die sich mit Energie und Optimismus für ihre Gründung einsetzten. Als es galt, REGNUM einen festen Mitarbeiterstab zu sichern, stellte sie sich gerne zur Verfügung und trat Anfang 1966 trotz stärkster Beanspruchung durch ihre anderen Aufgaben in die Redaktion ein. Für diese Tätigkeit brachte sie große Geistesgaben, reiche Erfahrungen und nie erlahmende Schaffensfreude mit. In zahlreichen Redaktionsbesprechungen erwies sie sich immer wieder als erfinderische Anregerin und sachkundige Kritikerin. Besondere Erwähnung verdient es, mit welch selbstloser Bereitschaft sich Schwester Isabell jederzeit für die Belange der Zeitschrift in Anspruch nehmen ließ. Vor allem aber kam REGNUM die umfangreiche und gründliche Kenntnis der Welt Schönstatts und seines Gründers zugute, die ihr eigen war.

Requiescat in pace!

DIE FRAGE NACH DER ROLLE DER katholischen Kirche bzw. der deutschen Katholiken im Zusammenhang mit der Macht-ergreifung durch Adolf Hitler im Jahre 1933 ist in den letzten Jahren, vor allem seit Ernst-Wolfgang Böckenfördes 1961 im "Hochland" veröffentlichtem Aufsatz "Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933. Eine kritische Betrachtung", zum Teil sehr heftig diskutiert worden. Wie kam es dazu, daß die katholische Kirche ihre den Nationalsozialismus scharf ablehnende und verteilende Einstellung aus der Zeit vor dem 30. Januar 1933 nach diesem Schicksalsdatum nicht beibehielt, sondern sich zu einem Arrangement mit den neuen Machthabern bereitfand? Warum sprach sie nicht weiter ein klares Nein zum Nationalsozialismus, wie es später wieder entscheidener geschah? Einen Beitrag zur Aufhellung dieser und ähnlicher Fragen, die heute besonders von jungen Menschen gestellt werden, will Klaus Breuninger mit seiner im vorigen Jahr erschienenen Arbeit "Die Vision des Reiches. Deutscher Katholizismus zwischen Demokratie und Diktatur (1929-1934)" leisten. Thema des Buches ist genauere die Haltung der Kirche, also etwa der Bischöfe, kirchlicher Institutionen, zum Nationalsozialismus, sondern das Verhalten bestimmter deutscher Katholiken, und zwar jener, die sich in dem angegebenen Zeitraum, sei es einzeln, sei in Gruppierungen, der Idee des Reiches verschrifteten hatten. Breuninger ist der Überzeugung, daß der Kult der Reichsidee, die Reichsideologie, diesen Katholiken den Blick für die Wirklichkeit ihrer geschichtlichen Situation trübte, sie für den Nationalsozialismus mit seinem Schlagwort vom "Dritten Reich" anfällig machte und in jenem Jahr 1933/34 zu einer Kooperation mit dem Nationalsozialismus verleite.

Breuninger unterscheidet in dem Prozeß der Herausbildung der Reichsideologie zunächst "Vorbereitende Entwicklungen", die er im ersten Teil seiner Arbeit darstellt. Zu diesen gehören für ihn: die offene oder unter-schwellige Ablehnung der Weimarer Republik seitens bestimmter Katholiken und katholischer Kreise (Rede Kardinal Faulhabers auf dem Münchener Katholikentag 1922 mit der Erwiderung Konrad Adenauers, mit der Kontroverse Kiefl-Tischleder), "österreichische Ansätze" um Katholiken wie Joseph Eberle, Richard von Krahlk und Othmar Scher bzw. kleindeutscher Bestrebungen (Martin Spahn, Benedikt Schmittmann). Zur vollen Entfaltung läßt der Autor die Reichsideologie in der Endphase der Weimarer Republik (1929-1933) gelangen (II. Teil). Grundlegende Bedeutung hat für ihn dabei der "Kritikgriff auf das Sacrum Imperium" des Mittelalters, wie er sich in Werken von Alois Dempf ("Sacrum Imperium", 1929) und Albert Mirgeler manifestiert. In seine Untersuchungen bezieht Breuninger die Jugendbewegung, die katholische Rechte (Spahn-Stadler, Juni- bzw. Herren-Club, Edgar Julius Jung), katholische Dichtung (Fr. Mucker-mann, Gottfried Hasenkamp, G. von Le Fort, Josef Magnus Wehner) und Parallelen im Protestantismus (Leopold Ziegler, Wilhelm Stählin, Wilhelm Stapel) ein, um schließlich vor der Reichsideologie warnende Gegenstimmen (u. a. aus dem Kreis um die Rhein-Mainische Volkszeitung, H. Getzeny, W. Curtan, G. Moenius, Th. Haedeker) zu Wort kommen zu lassen. Die verhängnisvolle Auswirkung der katholischen Reichsideologie wird in den Augen des Autors im Frühstadium des Dritten Reiches 1933/34 sichtbar und greifbar (III. Teil). Von den Repräsentanten der Reichsideologie identifizieren sich nach ihm die einen mit dem Staat Adolf Hitlers, andere versuchen es mit einer Anpassung, wieder andere meinen die Nazis in ihrem Sinne beeinflussen zu können. Besonders Aufmerksamkeit schenkt der Verfasser dem unter der Schirmherrschaft Franz von Papens entstandenen "Bund katholischer Deutscher Kreuz und Adler" und seiner Nachfolgerin, der "Arbeitsgemeinschaft katholischer Deutscher", sowie der die Ver-suche von "Kreuz und Adler" stützenden Reichstheologie (Damasus Winzen, Robert Grosche), die zugleich als Höhe- und

seitens bestimmter Katholiken und katho-

scheinen. Was geht dort wirklich vor? Was hat die holländischen Katholiken veranlaßt, den Weg, den sie seit der Wiedererrichtung der Hierarchie im Jahre 1875 mit wachsendem und bewunderndem Erfolg eingeschlagen haben, unter nicht geringem Risiko zu verlassen

E. Monnerjahn

*Klaus Breunig, Die Vision des Reiches. Deutscher Katholizismus zwischen Demokratie und Diktatur (1929-1934), München: Max Hueber Verlag 1969, 404 S., Linson, DM 24,80.*

Hitler und seiner Partei kamen. 1935 zu Koexistenz und Kooperation mit manchen Katholiken und katholische Kreise Reich Hitlers die Schuld daran trug, daß gem Spürsinn für das satanische Pseudonationalsozialistischen „Dritten Reiches“, im aller-stellungen vom Reich mit denen der Fach native Inheisssetzung der eigenen Vor-Hitler und Nationalsozialismus bzw. die viel-losigkeit und Unkenntnis des Phänomens genda raffiniert gefördert — Ahnungs-ideologie die — von Hitler und seiner stellen, ob nicht weit mehr als die Reichs-der Untersuchung Breunigs die Frage ihr her läßt sich an das ganze Unternehmen dürfte von erheblicher Bedeutung sein. Von onalsozialismus hielt. Diese Unterscheidung zu dem handelte, was Lünink für den Nat-polizei —, ob es sich nicht um ein Bekennnis- sozialisimus, vor allem zur Geheimen Staats-nahme in Gegensatz zum National-Lüninks weiteres Verhältnis zum National-sozialismus kennt — er geriet schon 1934/35 wird man fragen müssen, zumal wenn man zum Nationalsozialismus war“ (S. 209 f.), so Breunigs „ein uneingeschränktes Bekennnis 1937 eine Rede hielt, die nach Meinung Akademikerverbandes in Maria Laach im Juli Lünink, auf der Tagung des Katholischen der Rheinprovinz, Freiherr Hermann von ein Mann wie der damalige Oberpräsident Hingertundes dieser Reichsideologie, Bre- nung macht für ihr Aufkommen im einzelnen bildet eine Erörterung des theologischen ein im katholischen Denken seit der Patristik vorherrschendes hierarchisches Denkmittel, eine „theologische Überhöhung des Reiches zu einer übernatürlichen, heilsbedingten und heilschaffenden Größe“ (S. 300) und eine (S. 314) verantwortl. Front“-Stellung

KATHOLIKEN IN ALLER WELT SCHAUEN seit einigen Jahren z. T. interessiert z. T. besorgt nach Holland, dem Land, unter dessen Katholiken sich im Zusammenhange mit dem Konzil bisher die stärksten Bewe- gungen und Veränderungen zu begeben

Der Autor hat sich mit seinem Buche ohne Zweifel einer bedeutenden Aufgabe unter-zogen. Was läßt sich zu den von ihm dar- gebotenen Untersuchungen sagen? Bestätigen sie die der Arbeit zugrunde liegende An- nahme von der verhängnisvollen Auswirkung der Reichsideologie im Jahr 1933? Der Verfasser hat zwar zu diesem Zwecke eine stationäre Fülle von Material aufgespürt und ausgearbeitet. Doch schon hier muß ein erster kritischer Einwand ansetzen: Es ist ihm nicht gelungen, die Fülle des Stoffes adäquat in den Griff zu bekommen. Da- durch mangelt es dem Buch an der ihm ge- maßten Struktur und trotz der verhält- nismäßig einfachen Einteilung an Durch- sichtigkeit; es fehlen die durchgehenden, ver- bindenden Linien. Das wiederum liegt m. E. des Reiches nicht exakt und gründlich genug differenziert wird. „Reich“ ist nicht gleich „Reich“, und nicht jedes Denken über „Reich“ macht Breunig sich die von Walter Dirks im Geleitwort geäußerte Ansicht zu eigen. „Reich“ sei schlechthin eine „hef reaktionäre Kate- gorie“ (S. 8). Deutlichere Differenzierungen hätten dementsprechend zwischen den ver- schiedenen Autoren vorgenommen werden müssen. Alois Dempf und Theodor Haeker

Reichsideologie angesehen werden kann“ (S. 239). Nach einem Blick auf „österreich- sche Varianten“ registriert Breunig den Widerspruch, den die Reichsideologie auch im Jahre 1937 fand (Beiträge von Müth, Mayer- Pfannholz und Getzeny im „Hochland“, von Hermann Keller in der „Benediktinischen Monatschrift“) und geht reichsideologischen Stimmen nach, die auch über den Einschnitt, jener Jahre, aus der heraus die Bestrebungen um das „Reich“ entstanden und zu verstehen sind. Er geht die Dinge zu sehr aus einer heute möglichen Sicht an, der alles klar und einfach scheint, und verbaut sich dadurch den Zugang zu einer einigermaßen adäquaten Erfassung damaliger Vorgänge. Wenn z. B. ein Mann wie der damalige Oberpräsident der Rheinprovinz, Freiherr Hermann von Lünink, auf der Tagung des Katholischen Akademikerverbandes in Maria Laach im Juli 1937 eine Rede hielt, die nach Meinung Breunigs „ein uneingeschränktes Bekennnis zum Nationalsozialismus war“ (S. 209 f.), so wird man fragen müssen, zumal wenn man Lüninks weiteres Verhältnis zum National- sozialisimus, vor allem zur Geheimen Staats- polizei —, ob es sich nicht um ein Bekennnis- nahme in Gegensatz zum National- sozialisimus kennt — er geriet schon 1934/35 wird man fragen müssen, zumal wenn man zum Nationalsozialismus war“ (S. 209 f.), so Breunigs „ein uneingeschränktes Bekennnis 1937 eine Rede hielt, die nach Meinung Akademikerverbandes in Maria Laach im Juli Lünink, auf der Tagung des Katholischen der Rheinprovinz, Freiherr Hermann von ein Mann wie der damalige Oberpräsident Hingertundes dieser Reichsideologie, Bre- nung macht für ihr Aufkommen im einzelnen bildet eine Erörterung des theologischen ein im katholischen Denken seit der Patristik vorherrschendes hierarchisches Denkmittel, eine „theologische Überhöhung des Reiches zu einer übernatürlichen, heilsbedingten und heilschaffenden Größe“ (S. 300) und eine (S. 314) verantwortl. Front“-Stellung

und nach einem neuen Weg zu suchen? Warum opponieren gerade in Holland relativ viele Priester gegen die kirchliche Autorität und geben ihr Amt auf? Wie kam es gerade dort zur Abfassung des "Neuen Katechismus", der soviel Wirbel verursachte? Zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen kann ein nicht allzu umfangreiches Bändchen der Herder-Bücherei mit dem Titel "Holland — die riskante Kirche" recht hilfreich sein. Das Bändchen erschien zum fünfjährigen Bestehen des Pastoralinstituts der niederländischen Kirchenprovinz, Kardinal Alfrink schrieb ihm ein kurzes Vorwort. Bei den Autoren der einzelnen Beiträge handelt es sich um Theologen, die an den Entwicklungen der Kirche in Holland erheblich beteiligt sind: W. Goddijn ist der Direktor des Pastoralinstituts und Generalsekretär des Holländischen Pastoralkonzils; W. Kuipers Direktor des Katholischen Sozialkirchlichen Instituts in Den Haag; J. van Laarhoven Professor für Kirchengeschichte an der Katholischen Universität in Nijmegen und Y. Snabel Dokumentalist und Archivar an dem genannten Pastoralinstitut.

Das Pastoralinstitut der niederländischen Kirchenprovinz, das von den holländischen Bischöfen und Ordensoberen gemeinsam am 1. November 1963 mit Sitz in Rotterdam errichtet wurde, steht bis heute in der ganzen Kirche ohne Vergleich da. Nirgendwo sonst gibt es ein Institut mit ähnlicher Struktur

und nach einem neuen Weg zu suchen? Warum opponieren gerade in Holland relativ viele Priester gegen die kirchliche Autorität und geben ihr Amt auf? Wie kam es gerade dort zur Abfassung des "Neuen Katechismus", der soviel Wirbel verursachte? Zur Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen kann ein nicht allzu umfangreiches Bändchen der Herder-Bücherei mit dem Titel "Holland — die riskante Kirche. Ein Modell. Fünf Jahre Pastoralinstitut der niederländischen Kirchenprovinz. Herausgegeben vom Pastoralinstitut der niederländischen Kirchenprovinz in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Kirchlichen Institut der niederländischen Kirchenprovinz, Herder-Bücherei Nr. 354), Herder 1969 (DM 2,90.

118 S., DM 2,90.

E. Monnerjahn